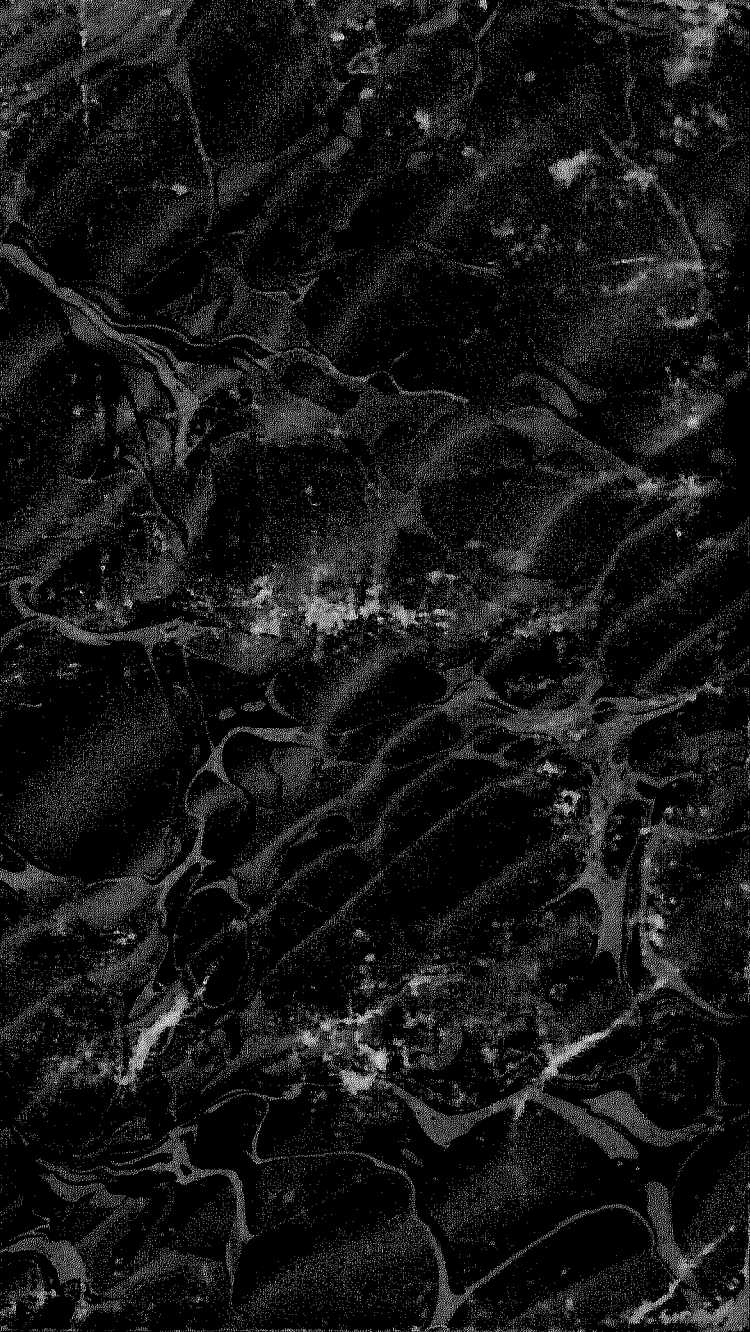
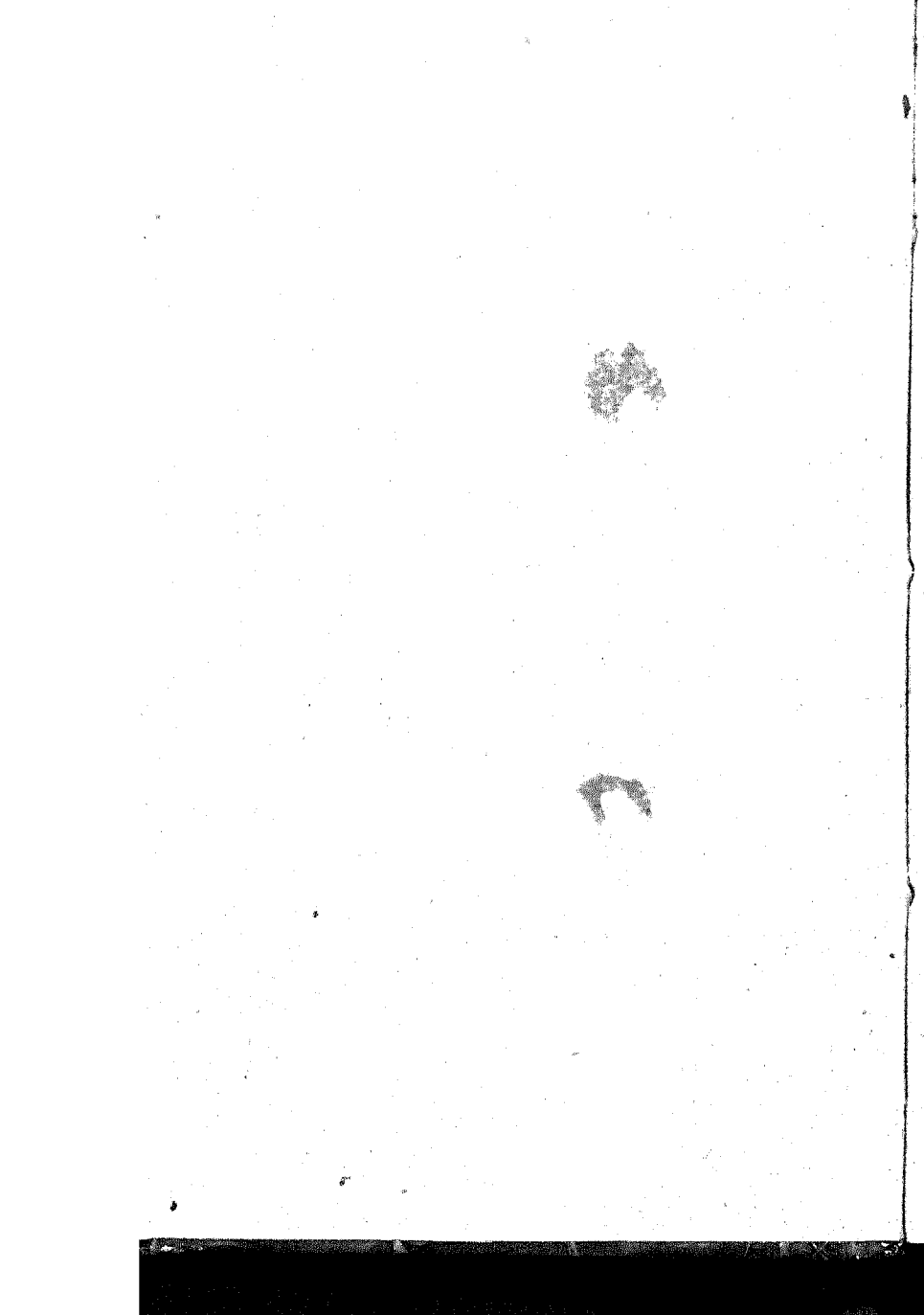
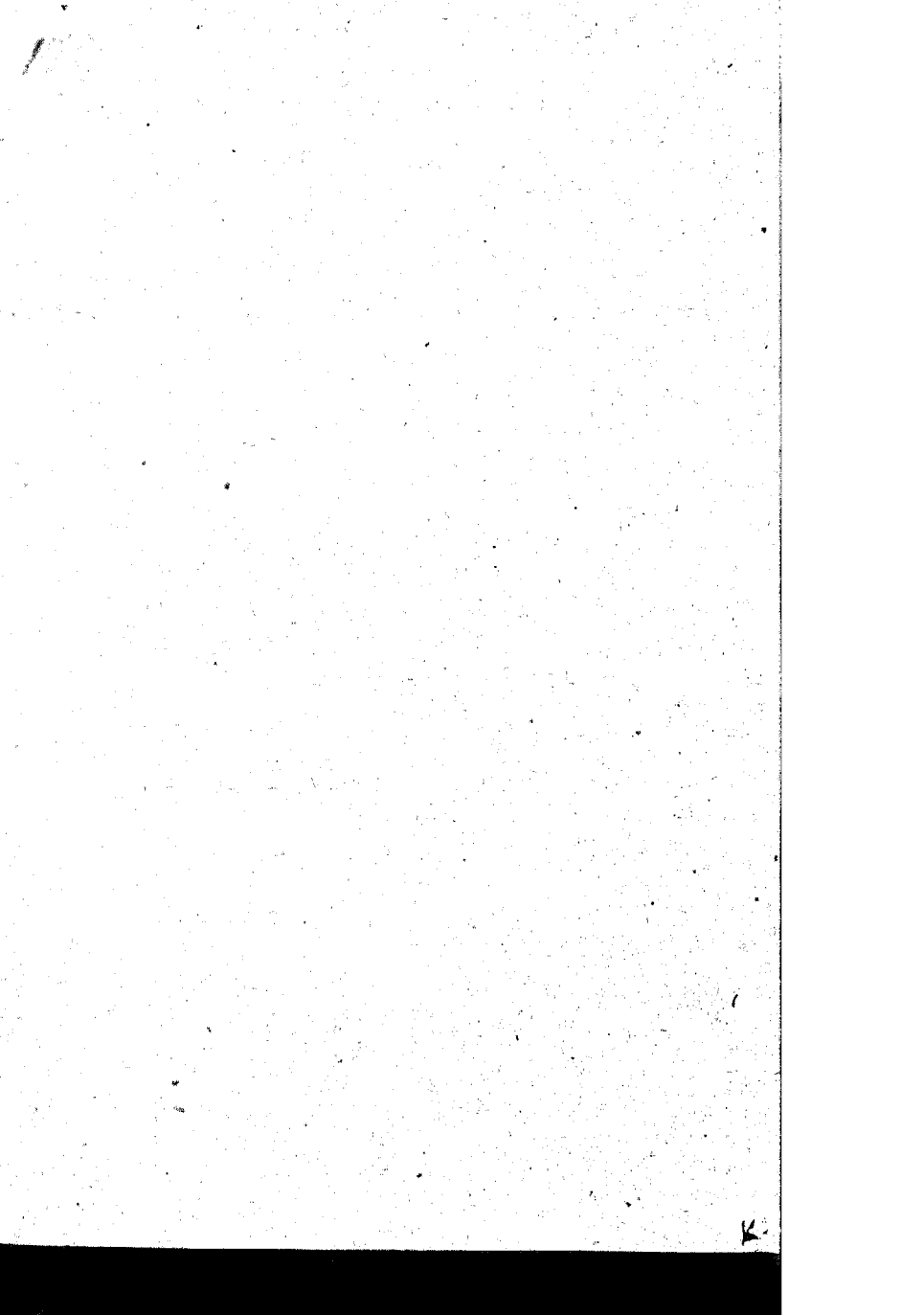


1007 285

1007 285

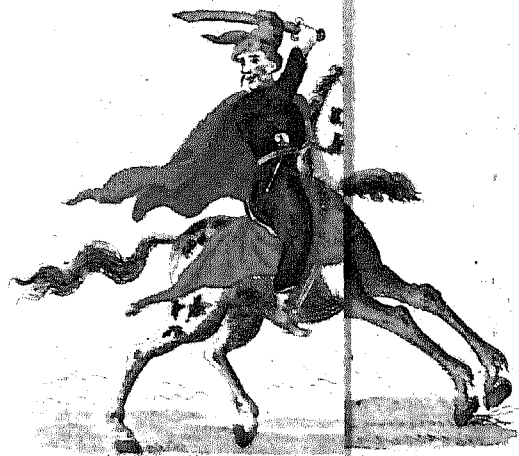
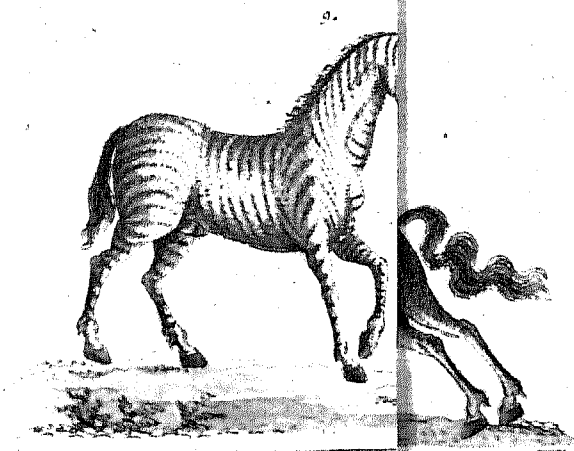






22/11/1911

1/11/1911



Der 1007-2253

Kleine Büffon,

oder

gemeinnützige Darstellung

des Unentbehrlichen

aus der

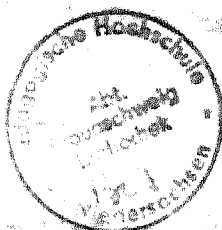
Naturgeschichte

für die erwachsene Jugend, den Landmann und den
guten Hauswirth.

Mit sauber nach der Natur illuminirten Kupfern.

Breslau,

bey August Schall, 1805.



Das Pferd.

Equus. Cheval.

Unter allen Thieren, welche die gütige Hand des Schöpfers auf unsre schöne Erde setzte, giebt es nur wenige von so ausgebreitetem Nutzen, als das Pferd. Dieses edle Thier verbindet so viele und mannichfaltige gute Eigenschaften in sich, daß man wirklich um den Vorzug verlegen ist. Gelehrig und sanft gehorcht es dem leisesten Winke seines Führers, der es nach Gefallen zu seinem Nutzen und Vergnügen gebrauchen kann. Unerbrochen geht es kühn jeder Gefahr entgegen, wo jedes andre Thier zurückweichen und fliehen würde, ja es scheint oft den Menschen zu beschämen

und ihn durch sein Beispiel an seine höheren Kräfte zu mahnen. In dem schrecklichsten Getümmel des Krieges, unter dem Geräusch tödtender Waffen, steht es ruhig mit freien offenem Blicke da, oder stürzt sich mit seinem Führer, unter brüllendem Donner der Kanonen in die streitende Menge; es siehet rings um sich her Tod und Verwüstung, aber sein entbrannter Muth kennt keinen Tod, keine Gefahr.

Mit vereinten angestrengten Kräften trägt es seinen Herrn durch schäumende wogende Fluthen, und arbeitet sich kühn durch dieses unsichre täuschende Element.

Eben so wie es die Gefahren des Menschen theilt, eben so scheint es an gewissen Arten seiner Vergnügungen Theil zu nehmen. Bei Ritterspielen, Wettrennen und Jagden, sieht man es von einem edlen Feuer entflammt, alles anbieten, um seinem Herrn den erzielten Sieg zu verschaffen. Stolz nützt es wie der Mensch nicht nur seine edlen Naturgaben, sondern nimmt auch noch die Regeln der Kunst zu Hülfe, um seine schönen Natureigenschaften noch mehr zu entwickeln, und sich gewissermaßen in dem ganzen Glanze seiner Größe zu zeigen. Beispiele davon liegen uns sehr nahe, wir sehen sie in der täglichen Erfahrung, and oft noch bei dem Pferde, das von der Last seiner Arbeiten fast zu Boden gedrückt ist.

Aber

Aber nicht allein diese mannichfaltigen Kräfte liegen in der Natur dieses schönen Thieres, sondern es hat auch den Willen sie geltend zu machen. Es weiß sich in seinem Feuer in seinem Muth zu mäßigen, und übertrifft darin den Menschen, der seine Begierden oft weniger in seiner Gewalt hat.

Folgsam schmiegt es sich unter die Hand seines Führers, und bequemt sich nach den leisesten Wünschen desselben, wenn er sie demselben nur ein wenig versüßlicht. Bei allen Eindrücken gehorsam läuft es schnell und langsam, springt und steht stille, wie es sein Wink verlangt; ja es verleugnet seine Natur und befolgt schwere Kunstregeln, wenn sein Herr ihm gebet. Zu allen möglichen Diensten, die nur nicht ganz außer dem Gebiete seiner Fähigkeiten liegen, läßt es sich willig gebrauchen, strengt alle seine Kräfte an, und überschreitet oft so sehr das Maaß derselben, daß es, aus allzugroßem Gehorsame unterliegt.

Dieses, lieben Freunde, wäre ein kleiner oberflächlicher Abriss des Thieres, dessen nähere Beschreibung ich euch nun geben will. Das kleine Büchlein, welches ich euch hier vorlege, ist bestimmt, die Jugend und den Landwirth die unentbehrlichsten Kenntnisse zu lehren, deren er bedarf, um von den mannichfaltigen Geschöpfen, die der gütige Gott, zu seinem Nutzen und Vergnügen schuf, den zweckmäßigsten

sten und besten Gebrauch zu machen. Es ist wahr, es giebt schon viele gute und brauchbare Bücher über diesen Gegenstand, aber es fehlt ihnen gerade das, was nöthig ist, um sie recht gemeinnützig und brauchbar zu machen. Theils sind sie zu weitläufig, theils zu gelehrt, um den Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, zu erreichen. Sie ermüden den Fleiß des wißbegierigen Jünglings, der gern rasch vorwärts strebt, durch allzufine Untersuchungen und Beobachtungen, die zwar unentbehrlich für den eigentlichen Gelehrten und Naturforscher sind, aber nicht geeignet, bloß eine Ansicht, von den allgemeinen für den Hausbedarf nöthigen Kenntnissen zu geben. Auch für den geschäftsvollen Landmann sind sie nicht; diesem mangelt die Zeit; sich mit tiefen Forschungen zu beschäftigen, auch mangeln ihm oft die nöthigen Vorkenntnisse dazu. Er verlangt ein Buch das ihn bloß von dem Unentbehrlichsten, in sein Fach Passendsten unterrichtet, er begehrt nicht bloß zu wissen, wie die Thiere beschaffen seyn, deren er in seiner Wirthschaft so nothwendig bedarf, er will auch unterrichtet seyn, von der möglichst nützlichsten Anwendung derselben, er will ihre Behandlung, ihre Pflege, ihren vollkommensten Nutzen wissen, und besonders die Art und Weise ihren Fehlern, Gebrechen und Krankheiten, denen sie so sehr unterworfen sind, zuvorzukommen, und sind sie einmal da, sie zu heilen.

Diesen

Diesen Forderungen Genüge zu leisten ist mein Zweck, und diesen zu erfüllen werde ich alle meine Kräfte aufbieten. Ich schreibe also bloß für die Jugend und den Hauswirth, nicht für den Gelehrten und Naturforscher, und werde mich daher auch in Ansehung des Vortrags und der Darstellung, nach dem Vermögen und der Fassungskraft meiner Leser bequemen, und mit Vernachlässigung alles tiefsinnigen Raisonnements bloß das sagen, was allgemein zu wissen nöthig ist. Durch eben diese Weglassung des Entbehrlichen, wird dem Publika noch ein andrer wesentlicher Nutzen gewährt, nemlich die Wohlfeilheit dieses Büchleins. Wie sollte es auch anders seinen Zweck, gemeinnützig zu werden, und in vieler Hände zu kommen, erreichen, da alle Bedürfnisse des Lebens immer mehr im Preise steigen, und nur wenigen so viel übrig bleibt, sich kostbare Werke anzuschaffen, die ihm die nöthigsten Kenntnisse dessen lehren, was er täglich handhabt und gebraucht.

So viel von meinem Zweck; nun wollen wir zu der Sache selbst gehn. Ich fange mit dem Pferde, als dem schönsten, nützlichsten Thiere unserer Haushaltung an. Ich werde auch nachher nicht der gewöhnlichen Eintheilung der Thiere in Klassen folgen, sondern zuerst diejenigen herausheben, deren wir uns zum täglichen Gebrauche in der Wirthschaft bedienen.

In völlig freiem Naturzustande, ist das Pferd raskh und wild, und flieht die Menschen; alle seine Bewegungen sind leicht und frei, aber die eigentliche Schönheit, die wir an so vielen unsrer guten Pferden bewundern, findet man bei wilden, sich gänzlich selbst überlassenen Pferden nicht. Sorgsame Pflege und Kunst müssen hier erst, wie in so vielem, der Natur zu Hülfe kommen, und die mannichfaltigen Eigenschaften und Kräfte, welche sie diesem Thiere verlieh, entwickeln. Wie fast in allen ihren Erzeugnissen, legte auch hier die gütige Natur eine Menge Stoff dem Menschen hin, und überließ es seinem Willen diesen zu entwickeln, zu bilden, und ihn nach seinen Bedürfnissen zu gebrauchen.

Als die Menschen das rohe herumsehweifende Leben verließen, und sich in Gesellschaft begaben, wuchsen mit der steigenden Cultur auch ihre Bedürfnisse. Sie fingen nun an von den mannichfaltigen Schätzen, welche die Natur um sie herum gestellt hatte, einen immer größern Gebrauch zu machen. Natürlich nahmen sie die zuerst, deren sie am nothwendigsten bedurften, und die sie am leichtesten erhalten konnten. Das Pferd, als ein von Natur schones und wildes Thier, war gewiß lange ihrer Herrschaft nicht unterworfen, bis es ihnen vielleicht der Zufall einmal auf eine leichte und bequeme Art zuführte. Nun lernten sie erst den mannichfaltigen Nutzen kennen, den ihnen dieses Thier gewähren konnte. Sie wurden nach und nach

nach aufmerksamer darauf, und suchten auf alle mögliche Art, mehrere dieser so vortheilhaften Thiere in ihre Gewalt zu bekommen, um sie wo möglich zu Hausthieren zu machen und ihre Gattung auch in der Sklaverei fortzupflanzen. Bei der natürlichen Gelehrigkeit und Gutmüthigkeit der Pferde gelang ihnen dieses sehr leicht, und so wurde das scheue flüchtige Geschöpf ein treuer Hausgenosse des Menschen, und da dieser immer mehr und mehr gute Eigenschaften desselben kennen lernte, so zähmte er ihrer so viele, daß es nur noch wenige Gegenden giebt, wo man sie gänzlich roh und wild findet.

Aus eben diesem Grunde haben wir nur sehr wenige Gelegenheit sie in ihrem natürlichen Zustande zu beobachten. Fast immer angeschirrt, verlieren sie an vielen Theilen ihres Körpers ihr natürliches Ebenmaaß. Das Maul ist vom Gebiß verlängert, und unnatürliche Falten verstellen das von Natur schöne Verhältniß desselben. Den Huf durch starke Eisen gezwängt, bekommt doch am Ende eine unnatürliche Form, und verursacht bei vielen Pferden einen ihnen nicht angemessenen Gang. Die Seiten sind oft von der Art sie anzuschirren, und durch beständiges Drücken abgerieben und kahl. Ihr schön geformter Rücken ist oft von der unverhältnißmäßigen Last ihres Reiters zu ihren Kräften, eingebogen und gedrückt. Selbst diejenigen die mit vieler Arbeit verschont sind, tragen doch durch die Art ihrer Behandlung unver-

fenn-

kenntbare Spuren der Sklaverei an sich, und selten kann man in ihnen alle die Züge ihrer natürlichen Gestalt wieder finden. Schon das Füllen verliert durch die ökonomische Behandlung desselben viel von seiner natürlichen Gestalt. Unabhängig im Naturzustande, sind sie rascher und muthiger. Eine größere Anmuth, ein lebhafteres Auge sind den wilden Pferden eigen, ob es sich gleich nicht leugnen läßt, wie ich auch schon oben sagte, daß durch gute Pflege, und ohne überhäufte Arbeit, die Kunst bei einem gesunden Pferde von guter Race, noch viel hinzuthun, das Rohe ausbilden und seine natürliche Schönheit vermehren kann.

Von Natur haben die Pferde nichts Grimmiges, nur muthig und wild sind sie. Ob sie gleich viele Thiere an Stärke und Behendigkeit übertreffen, so machen sie doch nie einen Gebrauch von diesen ihren Vorzügen, um andre Thiere anzufallen. Werden sie selbst angegriffen, so verlassen sie das Kampffeld entweder, oder vereinigen sich zur gemeinschaftlichen Verteidigung. Sie sind äußerst gesellig, wie man das fast bei allen Thieren findet, welche nicht zu den Raubthieren gehören. In den Gegenden wo sie sich aufhalten, fehlt es ihnen selten an Futter, da sie nicht sehr gefräßig sind und auch mit magrer Kost verliedt nehmen.

Sie ziehen gewöhnlich Heerdenweise zusammen, und bleiben so lange in einer Gegend bis sie völlig abgeweidet ist. Den Wohnungen der Menschen nahen sich wilde Pferde äußerst selten, und sie müßten großen Mangel an Futter haben, wenn sie sich so weit wagen wollten. Nahen sich Menschen einer solchen Heerde wilder Pferde, so hören sie sogleich auf zu weiden, und sehen mit gespitzten Ohren die Kommenden an, ohne sich viel zu bewegen. Kommen die Menschen aber bis auf eine gewisse Nähe zu ihnen, so ergreifen sie plötzlich die Flucht, aber ohne sich zu zerstreuen, und nichts vermag sie einzuholen; sie halten auch gewöhnlich nicht eher in ihrer Flucht inne, als bis sie den Menschen aus den Augen entschwunden sind.

Nach der Nachricht alter und neuer Schriftsteller und Reisenden, trifft man fast in allen Gegenden der Welt, nur wenige ausgenommen, wilde Pferde. In Europa wird man freilich nur wenige finden, wegen seiner fast totalen großen Bevölkerung. Was die Amerikanischen betrifft, so sind sie eigentliche zahme, von europäischer Abkunft. Daß es keine solchen Thiere in diesem Welttheile gegeben habe, läßt sich aus dem Schrecken der Amerikaner bei dem ersten Anblicke dieser Thiere schließen, indem sie Reiter und Pferd für ein Wesen hielten. Die Spanier ließen eine große Menge Pferde nach dem neu entdeckten Welttheile bringen, und vertheilten sie auf viele dazugehörige

sige Inseeln, um ihr Geschlecht auch in diesen Ländern fortzupflanzen, und sich dadurch einen immerwährenden beschwerlichen Transport zu ersparen.

Die Art und Weise wilde Pferde zu fangen ist mancherlei, gemeiniglich fängt man sie in Schlingen, in die sie sehr leicht gehen; will man viele auf einmal haben, so müssen eine große Anzahl Menschen eine Gegend, wo sie sich aufhalten ganz umschließen, immer näher zusammenrücken und sie in einen gut vermahrten Bezirk zu treiben suchen, wo man sie denn einschließt, und sie entweder gleich einzeln fesselt, oder sie auch vorher einige Zeit hungern und dursten läßt, um ihre Kräfte und ihren Muth ein wenig zu schwächen. Jedoch muß der Ort, wo man sie gefangen hält, mit einer hohen Mauer oder Zaun umgeben seyn, weil sie sonst leicht darüber setzen und entfliehen. Sie lassen sich in kurzer Zeit zähmen, und sind auch, wenn sie nur nicht zu alt sind, auch sehr gelehrig. Sie gewöhnen sich leicht an ihre neue Lebensart, und werden so zahm, daß sie von selbst in die Sklaverei zurückkehren, wenn man sie auch wieder frei läßt. Neu eingefangene wilde Pferde, sind aber fast mehreren Krankheiten unterworfen, als Selbstgezugene, woran wohl größtentheils die ungewohnte Fütterung schuld seyn mag.

Die Erziehung eines guten brauchbaren Pferdes, erfordert viel Mühe, Pflege und Genauigkeit in der
Ab-

Abwartung derselben. Hat ein Füllen 6 oder 7 Wochen bei der Mutter gesogen, so thut man am besten, es von ihr zu entfernen, denn man hat die sichere Erfahrung gemacht, daß Füllen, welche länger gesogen, lange nicht so schön, als frühere Abgesetzte werden.

Ist ein Füllen 6 Monate bei der Stute gelassen worden, und es ist nur gesund, so trennt man es von ihr, und gewöhnt es allmählig an Weizenkleie, Heu und kaltes Wasser. Sobald sie sich nur an dieses Futter gewöhnt haben, kann man sie immer auf die Weide bringen, nur nicht nächtern. Eine halbe oder eine Stunde vorher ehe sie auf die Weide kommen, müssen sie etwas Kleie bekommen und einmal gefressen haben. Regen und anhaltende Kälte können sie so zart noch nicht vertragen, und man muß sie daher anfänglich bei unfreundlicher Witterung im Stalle lassen. So verhält man sie im ersten Winter. Den künftigen Frühling und den ganzen Sommer hindurch kann man sie Tag und Nacht auf die Weide gehen lassen. Nur auf das Grummet muß man sie nicht gehen lassen, weil sie sich sonst viel schwerer an andres harte Futter gewöhnen. Wenn man die jungen Pferde von der Weide wieder in Stall nimmt, dürfen sie die ersten 8 Tage nichts als Stroh bekommen, auch wird es ihnen sehr dienlich seyn, wenn man ihnen Tränke wider die Wü-

mer

mer giebt, zu denen alle Pferde sehr geneigt zu seyn scheinen.

Jedoch kann man die Würmer eigentlich nicht als eine besondere zufällige Krankheit der Pferde ansehen, da man sie auch bei den gesunden antrifft. Man findet sie eben so häufig bei Pferden, welche mit Gras, als bei denen, die nur mit Hafer gestüttert werden.

Wird das Füllen abgesetzt, so suche man solches in einen möglichst reinen Stall zu bringen, der aber ja nicht zu warm seyn darf, weil das junge Thier sonst allzureizbar und empfindlich gegen die Eindrücke einer rauhen Luft werden möchte. Reinlichkeit und frische Luft, sind nicht nur bei Menschen die besten Verwahrungsmittel gegen mancherlei Arten von Krankheiten, sondern auch bei Thieren sind dieses zwei Mittel, sie gegen eine Menge von Unfällen zu schützen. Man lüfte ihnen daher oft den Stall und lasse sie lieber etwas kalt, als in einer beständigen eingepreßten ungesunden Luft stehen! man reibe sie fleißig mit Stroh oder wollenen Lappen, welches sie besonders von Hautkrankheiten schützen wird; sie schon zu frühe zu striegeln, würde ihre Haut ranzig und schwülig machen. Vor allen aber unterlasse man ja nicht, ihnen recht oft frische Streu zu geben. Sind sie ein oder ein und ein halb Jahr alt, so kann man ihnen den
Schweif

Schweif beschneiden, wodurch die neuen Haare desto stärker und dicker werden. Sind sie zwei Jahr alt, so trenne man die Füllen von den andern Pferden, bringe die weiblichen zu den Stuten, die männlichen aber zu den Hengsten.

Nach zwei oder drittehalb Jahren muß man schon darauf denken, die jungen Pferde ihrer Bestimmung gemäß abzurichten. Den Reitpferden legt man bloß einen leichten Sattel auf, und läßt sie des Tages einige Stunden darunter stehen, auch giebt man ihnen ein leichtes Gebiß ins Maul. Denen die zu Wagenpferden bestimmt sind, legt man ebenfalls ein leichtes Gebiß und nicht enges leichtes Geschirre auf, und läßt sie bisweilen auf einer Ebene mit einem Kappzaum an einer Leine herumtraben. Dreht sich das Pferd leicht an der Leine herum, so versuche man nach und nach, wenn es fest gesattelt ist, aufzustiegen, bleibe aber ja nie darauf sitzen, bis es das gehörige Alter von 4 Jahren hat. Denn ein junges Pferd, welches von dieser Zeit geritten oder an schwer beladene Wagen gespannt wird, kann sein rechtes Wachsthum nicht erreichen; seine Kräfte werden unausgebildet bleiben, und es wird nie das leisten, was es hätte leisten können, wäre es bis zu seinem völligen Wachstume gekommen, und nie zu schweren Arbeiten gebraucht worden. Es ist leider eine noch immer unter unsern Pandleuten herrschende üble Gewohnheit, daß sie die jungen unausgewachsenen Pferde

viel

viel zu früh zur Arbeit nehmen. Es ist wahr, sie verdienen ein oder ein und ein halb Jahr früher ihr Futter, können aber dafür ihre ganze übrige Lebenszeit nur schlechte und geringe Dienste leisten, und dieser Nachtheil schränkt sich nicht blos auf die jetzigen Pferde ein, sondern wirkt als ein bleibender Fehler von Generation zu Generation, und leider haben wir schon jetzt solcher Pigmäen von Pferden genug, die klein und schwach, keiner anhaltenden Anstrengung fähig sind.

Ist ein Pferd, welches zum Ziehen bestimmt ist, einmal gewöhnt Geschirr auf sich zu leiden, so thut man am besten, wenn man es neben ein andres schon völlig brauchbares Pferd zur Hand spannet, ihm durch den Zaum noch eine Peine zieht, um es noch besser in seiner Gewalt zu haben, bis es sich gewöhnt hat ruhig und ordentlich neben dem andern zu gehen. Nun werden ihm auch die übrigen nöthigen Erfordernisse eines brauchbaren Wagenpferdes beigebracht. Man lernt es rückwärts gehen, wobei man am besten thut, wenn einer das Pferd gelinde mit dem Zaume zurückziehet, und ein anderer vor dem Pferde steht, und es durch Drohungen oder gelinde Schläge zum Weichen nöthiget.

Vor allen aber sehe man darauf, daß ein guter verständiger Mann die erste Abrichtung und Behandlung besorge, weil gar zu viel darauf ankommt, wie und auf welche Art das junge Füllen angeleitet wird. Er suche dem Pferde so viel als nur immer möglich, alles nöthige mit Güte beizubringen, denn eine gleich frühe harte und grausame Behandlung, macht ein selbst von Natur gutes und williges Pferd störrisch und verstockt. Der große Fehler einabzurichtendes Pferd bald diesem bald jenem in die Hände zu geben, hat für die Folge die größten Nachtheile, weil jeder in der Behandlungsart verschieden seyn wird, und das Füllen am Ende nicht weiß, wie es gehen, und wem es folgen soll. So viel als möglich überlasse man das Abrichtungsge-

2

schäft

schäft nur einem einzigen, der mit den erforderlichen Kenntnissen auch eine ausharrende Geduld verbindet, und nicht alles, wie man zu sagen pflegt, übers Knie brechen will. Er lehre ihm das Leichteste zuerst, und gehe ja nicht zum Schweren über, bis das Thier das vorhergehende vollkommen gelernt hat. Es muß, wie bei allen, also auch bei dem Thiere ein guter Grund gelegt werden, auf dem es sich dann viel leichter fortbauen läßt, als wenn es schon in den ersten Anfangsgründen fehlt, wo denn das Nachfolgende auch immer nur stümperhaft erlernt werden wird.

Gewöhnlich richtet man die Füßen zu der Zeit ab, wenn sie noch kein hartes Futter bekommen, denn Kärner machen sie stärker und muthiger, und in eben dem Grade auch unfolgsamer.

Wem die Abrichtung eines Pferdes anvertraut wird, muß sich sehr in Acht nehmen, das feine Gefühl des Thieres durch unachtsame Behandlung nicht abzustumpfen.

Durch die zarte Fühlbarkeit, welche das Pferd im Maule besitzt, wird es uns leicht, dasselbe zu regieren und ihm unsern Willen durch den Sinn des Gefühls deutlich zu machen. Aber eben dieses Werkzeug unsers Willens muß auch sehr schonend behandelt werden, denn der kleinste Mißbrauch ist fähig das Gefühlvermögen des Maules abzuhärten und zu verderben, wodurch
wir

wir denn, die sogenannten hartmäuligen Pferde bekommen. Wenn man ein junges rasches Pferd nöthigen will still zu stehen, oder langsamer zu gehen, so halte man nicht den Zügel oder die Leine beständig straff, sondern lasse immer wieder nach und ziehe wieder an. Durch diese wechselnde Bewegung wird das Gefühlvermögen eher geschärft als abgestumpft werden, die Muskeln des Mauls, auf welche durch das Gebiß gewirkt wird, werden nicht erschlaffen, und zum fernern Dienste untauglich werden. Ueberhaupt können durch eine sorgfältige und aufmerksame Behandlung, nicht allein die Sinne des Gefühls, sondern auch die übrigen Sinnen noch um vieles geschärft werden. Sporen und Peitsche müssen bei einem guten Pferde, eigentlich nie zur Anreizung, sondern blos zur Strafe dienen, denn ein Pferd, welches schon dieser elenden Hülfsmittel bedarf, ist schon verdorben, und äußerst unbequem zum Gebrauche. Ein Pferd welches gesund, gut gepflegt und nie mit Arbeit überladen ist, wird selbst in seinen ältern Jahren, keines dieser Mittel bedürfen, um seine Dienste gehörig zu verrichten.

Freilich findet man den größten Theil der Pferde von der Beschaffenheit, daß nur äußerst harte Zwangsmittel, sie zur Arbeit anzutreiben vermögen, aber man lege dieses, wie es gewöhnlich geschieht nicht ihnen zur Last, sondern der Art ihrer Behandlung und ihrer Pflege. Wenn ein Pferd oft über seine Kräfte angestrengt, und durch beständiges Peitschen oder Stechen ange-

angetrieben wird, so verliert es freilich am Ende das feine Gefühl für den leisesten Wink seines Herrn, und wird faul und träge.

Eben so wie eine harte grausame Behandlung und schlechte Fütterung ein Pferd zu seinen bestimmten Arbeiten untauglich macht, eben so wird dies auch eine allzusorgsame Pflege thun. Denn ein Thier welches mehr als hinlängliches Futter, und wenig oder gar keine Arbeit hat, wird am Ende ebenfalls unbehülflich und träge werden. Manche Wirthe und Pferdeliebhaber glauben, ihren Pferden eine rechte Güte zu thun, wenn sie dieselben beständig im Stalle stehen lassen und fast mit aller Arbeit verschonen, und sie dabei noch übermäßig mit Futter von der nahrhaftesten und besten Art versorgen. Aber diese schaden ihren Pferden eben so sehr, als jene, die gerade das Gegentheil thun. Ein Thier welches viel arbeiten soll, muß auch gut gefüttert werden, arbeitet es wenig, so kann man ihm allerdings auch von seiner guten Nahrung etwas abbrechen. Vorzüglich aber muß der gute Wirth darauf sehen, daß seine Pferde immer zu einer bestimmten Zeit ihr Futter erhalten, und so viel wie möglich von einem und eben demselben Menschen, der sie das eine so wie das andermal besorget. Man glaubt es gar nicht, wie unendlich viel Ordnung zum Gedeihen und dem Wohlfinden der Thiere beiträgt. Freilich ist es nicht in allen Fällen möglich eine und dieselbe Ordnung beizubehalten, aber Ausnahmen schaden auch nichts,

wenn

wenn es nur sonst in der Regel geschiehet. Zu den Zeiten, wo bei vielen Hauswirthen, wegen der Witterung oder sonstigen andern Umständen, die Pferde gar nichts zu thun haben, lasse er dieselben nicht beständig im Stalle stehen, sondern lasse sie ausreiten, theils um ihnen die gehörige und gesunde Bewegung zu verschaffen, damit sie sich nicht verfliehen, theils auch um sie aus der ungesunden Stallluft in die freie zu bringen, die zu ihrer Gesundheit unentbehrlich ist. Aus eben diesem Grunde muß man Sorge tragen daß der Stall nicht zu warm sey, und die äußere Luft ihn durchstreichen könne. Denn ein zu warmer Stall befördert die Ausdünstung zu sehr, und wenn die Pferde dann im Winter oder bei kaltem Regenwetter herauskommen, so ist ihnen dieses äußerst nachtheilig, und wird die Grundlage zu einer Menge Krankheiten. Eben so wie ein zu warmer Stall schädlich ist, eben so ist es auch ein zu kalter, indem, wenn die Pferde sehr warm von der Arbeit nach Hause kommen, in dem kalten Stalle plötzlich alle Ausdünstung unterdrückt wird, und dieses ebenfalls eine Ursache vieler Krankheiten wird. Sie müssen auch die Pferde zu enge neben einander stehen, sondern jedes muß wenigstens so viel Platz haben, daß es sich ordentlich niederlegen kann. Am besten ist es, wenn jedes in einem besondern hölzernen Stande steht, damit auch das Beißen und Schlagen verhindert wird, wodurch schon so manches schöne und kostbare Pferd zu Grunde gegangen ist, wie auch dadurch dem Wegfressen des Futters vorgebeugt wird, und jedes seine Portion für sich behält.

Der

Der Boden des Stalles muß abhängig gebielt seyn, damit der Unrath gehörig ablaufen könne, alle Tage muß er gehörig gereinigt werden, und der Mist muß nie, wie es wohl öfters zu geschehen pflegt, mehrere Tage liegen bleiben, denn da er leicht in Fäulniß übergeht, so ist dies der Gesundheit der Pferde äußerst nachtheilig. Wird der Stall alle Tage frisch geseht, und immer frische Streu gegeben, so werden die Pferde sich auch immer reinlich halten, und wird weniger Arbeit nöthig seyn, sie immer zu pugen, was man jedoch auch beim reinlichsten Stalle nicht ganz verabsäumen darf, denn das Pugen dient nicht allein dazu, die Haare glatt und rein zu erhalten, sondern auch um den feinen Staub, der von außen her ganz unbemerkbar ist, und ganz unter den Haaren auf der Haut sitzt, wegzubringen, und dadurch die Poren oder Schweißlöcher immer offen zu erhalten, welches unendlich viel, wo nicht das meiste beiträgt, sie gesund und munter zu erhalten. Dem der feine Staub, der sich vorzüglich im Sommer bei der Arbeit auf die Haut setzt, wird durch den starken Schweiß verdickt, und verkleistert gleichsam, wie Leim, die Schweißlöcher. Aus eben dieser Hinsicht wird es sehr gut seyn, die Pferde oft mit einem wollenen Tuche zu waschen, welches dasjenige vollends wegnehmen wird, was die Bürste und die Striegel noch haben sitzen lassen. Dieses Schwemmen der Pferde ist nicht hinlänglich, ob es gleich auch seinen unleugbaren Nutzen hat.

Die Krippe muß der jedesmaligen Größe der Pferde angemessen seyn, welches um so leichter gehet, da wohl jeder Wirth immer ziemlich gleich große Pferde haben wird. Sie muß sie zu niedrig seyn, weil das Pferd sich sonst zu leicht gewöhnt, den Kopf niedrig zu tragen. Als zu hoch darf sie auch nicht seyn, damit das Pferd nicht ein zu unbequemes Fressen habe. Am besten thut man wohl, wenn man die Krippe etwas schräg ablaufen läßt, theils deswegen, wenn man ja große und kleine Pferde in einem Stalle hat, sie für beide Theile bequem ist, vorzüglich aber, damit das Wasser, welches man unter das Futter mischt, ablaufen kann, denn bei ganz gleichen Krippen bleibt oft Vieles darin, welches dann die Thiere, wenn sie ehist nach Hause kommen, schnell saufen, und dadurch viele gefährliche Krankheiten erzeugt werden. Vorzüglich Sorge man auch dafür, daß die Krippen inwendig gut und glatt gehobelt werden, damit nicht Splinter bleiben, woran sich theils die Pferde öfters reißen, theils auch die Zähne abnutzen, eben so such man sorgfältig nach, daß ja keine Nägel, oder sonstiges Eisenwerk aus der Krippe hervorrage, weil dies ebenfalls zu vielen gefährlichen Verwundungen an den zarten Theilen des Maales Veranlassung geben kann. Viele Wirthe pflegen die Ränder der Krippen mit Eisen beschlagen zu lassen, damit sie durch das Nagen der Pferde nicht zu leicht abgenutzt werden, aber mir will diese Methode durchaus nicht gefallen, weil es die Pferde oft aus langer Weile doch nicht

nicht unterlassen, und sich leicht die Zähne verderben auf deren Gesundheit man vorzüglich zu sehen hat denn werden diese zeitig unbrauchbar, so kann das Pferd nicht mehr gehörig kauen, die Verdauung wird dadurch verhindert, und so die Gesundheit leicht untergraben.

So wie der Stall rein gehalten werden muß, muß es in noch höherem Grade die Krippe seyn, damit das Pferd im Eifer des Fressens nicht unreinliche und schädliche Dinge mit verschluckt. Es ist daher auf dem Lande eine üble Gewohnheit, Hühner und Tauben beständig in den Stall zu lassen, welche die Krippen und Krippen verunreinigen, und dadurch den reinlichen und delikaten Pferde das Futter verfehlern. Man kann Reinlichkeit, in allem was die Pferde betrifft, den Landwirthen nicht genug empfehlen, davon ihr größtentheils die Gesundheit dieses nützlichen Thieres abhängt.

Der dem Pferde angemessenste Gang ist wohl das Traben, denn alle Reisende, welche Gelegenheit gehabt haben wilde Pferde zu sehen, versichern, daß sie selten einen andern Gang an ihnen bemerkt haben, wenn sie nicht etwan weideten, oder, angezogen, in die Flucht gerietßen. Jedoch hat das Pferd Gelenkigkeit und Geschicklichkeit genug, noch manche andre Arten des Ganges anzunehmen, wenn man es nur auf eine gute Art daran gewöhnt, und ihn

so viel wie möglich Hülsen giebt. Von einem guten Pferde verlangt man, daß es leicht und frei gehe, die Knie gehörig beuge, ohne daß durch die Bewegung der Füße auch der Kopf sich mit bewege. Ist läßt ein Pferd den einen Schenkel plötzlich niedersinken, um den andern zu erleichtern, der die ganze Last des Körpers tragen muß, aber dies ist ein großer tadelnswerther Fehler. Der gewöhnliche Schritt des Pferdes ist langsam, und man muß es bloß bei Zeiten gewöhnen, einen stärkern anzunehmen, den es dann, ob er gleich nicht ganz natürlich ist, doch immer beibehalten wird, wann man es nur nie zugiebt daß es in den gewöhnlichen verfalle. Dieser schnellere Schritt muß leicht und frei seyn, welches sich bloß auf die Freiheit der Schultern gründet, und welchen man am besten aus der Haltung des Kopfs dabei beurtheilen kann.

Wenn es den Kopf hoch und steif hält, so hat man dies für ein Zeichen eines raschen leichten Pferdes zu halten, sind die Schultern aber nicht frei genug, so wird das Pferd bei einem etwas angestregtem Schritte, leicht bei jeder Ungleichheit des Bodens stolpern und einen äußerst unsichern Gang verrathen. Der Gang muß aber nicht allein sicher und rasch seyn, sondern auch ebenmäßig, d. h. das Pferd muß den einen Vorder- und den ihm querüberstehenden Hinterschenkel, zu gleicher Zeit fortbewegen, wo im Gegentheile, wenn die Fortsätze des einen Vorder- und des andern Hinterschenkels, ungleichzeitig geschieht, der Reiter viele Stöße

Stöße erhalten und bald ermüden wird. Eben dieses unbequeme Reiten wird auch hervorgebracht, wenn das Pferd den Hinterfuß über den Ort hinaussetzt, wo der Vorderfuß gestanden hat, welches man vorzüglich an kurzgebauten Pferden findet, die überhaupt für den Reiter weit unbequemer als die langgebauten sind. Das Galoppiren ist für den Reiter die angenehmste Art des Ganges, indem er hier gar keine Stöße empfindet. Im Anfange greift diese Art des Ganges die Pferde sehr an, nach und nach gewöhnen sie sich aber so daran, daß sie es Meilenweit aushalten, wenn man sie nur von Zeit zu Zeit ein wenig traben läßt. Der Galopp ist aber nur für Reitpferde, wo er sich auch am besten ausnimmt, an Wagenpferden muß man ihn nie dulden, weil sie sich theils zu sehr angreifen, theils es auch sehr übel aussieht, wenn der Wagen nicht in einem Forttrottel, sondern sich immer ruckweise bewegt. Größtentheils fangen die Pferde ihren Galopp mit dem rechten Fuße an, wodurch denn der linke Schenkel die ganze Last des Körpers tragen muß, und daher am meisten angegriffen wird. Rathsam wäre es daher, die Pferde oft im Galopp wechseln zu lassen, damit beide Schenkel gleich stark angegriffen würden. Beim Galopp werden die Füße am höchsten gehoben, so wie beim Schritt am wenigsten. Viele Pferde werfen beim Trabe die Vorderchenkel nach außen, welches ebenfalls ein großer Fehler ist, da sie doch mit den Hinterschinken eine Linie halten sollten, so daß die Vorderbeine die Hinterbeine deckten.

Außer dem gewöhnlichen Schritte, Trab und Galopp, haben viele Pferde auch einen vierten, eigentlich unnatürlichen Gang an sich, nemlich ein Mittelging zwischen Schritt und Trab, und gemeiniglich der Paß genannt wird. Dieser Gang scheint eigentlich ganz wider die Natur des Pferdes zu seyn, und selbiges sehr zu ermüden, ob er gleich bei weitem nicht so sehr vorwärts bringt als der Trab und Galopp. Bei diesem Gange streichet der Huf noch näher an der Erde weg wie beim Schritt, und was am meisten auffallen muß, ist der Umstand, daß bei diesem Paß das Pferd die beiden Schenkel der einen Seite zu gleicher Zeit aufhebt, und sodann die beiden andern, auf der entgegengesetzten Seite folgen. Hieraus entsteht eine gemeine schwankende Bewegung, die für das Pferd sehr ermüdend scheint, für den Reiter aber äußerst sanft und angenehm ist. Wenn das Pferd bei diesem Gange nicht die Füße nur sehr wenig von der Erde aufhob, und die Bewegung nicht so äußerst schnell wäre, so müßte es unvermeidlich fallen. Je mehr das Pferd bei diesem Gange mit dem Hinterfuße dem Vorderfuße vorgreift um desto schneller geht der Gang von statten. Gewöhnlich traben diese Art Pferde nur sehr wenig und schwer. Füllen gewöhnen sich leicht diesen Gang an, wenn man sie zwingt schnell fort zu eilen, und sie noch nicht Stärke genug zum Galopp haben. Auch solche Pferde, die lange auf Reisen angestrengt und zuletzt stumpf werden, fallen in diesen Paß, wenn sie traben sollen. Außer diesem Paß giebt es noch zwei Arten von Gän-

Gängen, nemlich den Antritt und den kurzen Galopp, welchen gemeiniglich schwache, in der Arbeit übertriebene Pferde annehmen. Der Antritt ist ein Mittelgang zwischen dem Schritt und dem Paß, und der kurze Galopp ein Mittelgang zwischen dem Trab und dem ordentlichen Galopp.

In der großen Verlängerung der Kinlade besteht der Unterschied zwischen den Köpfen der Thiere und der Menschen. Das Pferd hat nun auch sehr lange Kinladen, aber bei weitem doch ein edleres und munteres Ansehn als viele andre Thiere. Man bemerkt an ihm nicht jene Pumphheit die man an so vielen andern wahrnimmt. Durch sein hohes Tragen des Kopfes scheint es über alle andre Thiere hervorzuragen, und sieht den Menschen frei ins Gesicht, welches wir bei wenig andern Thieren so finden. Seinen Hals zieren lange Mähnen, die es nicht allein verschönern, sondern ihm auch ein edleres und muthigeres Ansehen geben. Die Ohren sind proportionirt, und nicht verhältnißmäßig zu lang wie bei dem Esel, und zu kurz wie bei dem Ochsen. Einer seiner schönsten Zierden ist der Schwanz, der in einem Schweife langer dicker Haare bestehet, die gleich aus dem Kreuze herausgewachsen zu seyn scheinen, da sie nur an einer kurzen Schwanzrieme feststehen. Der Schwanz dient dem Pferde nicht allein zur Zierde, sondern auch zur Verjagung des Ungeziefers, indem es ihn durch eine freie Bewegung nach allen Seiten werfen kann.

In einem Alter von zwei oder drittehalb Jahren ist ein Pferd fähig sich fortzupflanzen, allein kein guter Wirth wird es zulassen, daß seine Pferde so zeitig belegen, oder belegt werden, denn die tägliche Erfahrung lehrt es, daß man von solchen jungen Pferden nie eine gute vollkommne und schöne Race bekommt. Wenn ein Hengst gute brauchbare Füllen zeugen soll, so muß er wenigstens vier bis fünf Jahr alt seyn, und Hengste von großer und stärker Race sogar sechs. Die Stuten werden wie alle weiblichen Thiere viel früher reif, und können daher auch eher belegt werden, gemeiniglich ein Jahr früher, bei kleinen Pferden also im 3ten oder 4ten, bei großen aber erst im 5ten. Gewöhnlich äußert sich bei ihnen der Trieb zur Paarung im Frühling, vor Ende März bis Ausgang Junius, selten aber dauert dieser Trieb über 14 Tage oder drei Wochen, und man thut am besten, wenn man die Hengste während dieser Zeit zuläßt. Bei diesen muß man nun vorzüglich darauf sehen, daß sie groß, stark, schön gebaut und gesund sind; gewöhnlich und am liebsten nimmt man ausländische dazu, am vorzüglichsten sind unter diesen die arabischen, türkischen und andalusischen, auch nimmt man wohl englische. Wer gute Kutschpferde haben will thut am besten, wenn er sich magolitanische und holsteinische Hengste kommen läßt. Von einem schönen guten Hengste verlangt man auch, daß er ein gutes Haar habe, von welcher Farbe es immer sey, nur nimmt man nicht gern mehrfarbige,
und

und diejenigen, deren Haar an den Spitzen verbleicht ist, kann man sicher für schwächliche halten. Hingegen die sogenannten stichelhärigen, d. h. mit kurzen starken harten Haaren hält man für die dauerhaftesten. Die eigentliche Grundfarbe der Pferde, die man auch größtentheils bei allen wilden findet, ist graubraun. Wenn es wahr ist daß auch die Kunstfähigkeiten des Hengstes auf das Füllen Einfluß haben, worüber schon so viel gestritten ist, so verlangt man auch von einem schönen Hengste, daß er geritten sey. Daß die natürlichen Eigenschaften des Hengstes sowohl als der Stute einen großen Einfluß auf die kommende Generation hat, ist eine unbezweifelte Sache, und aus eben diesem Grunde muß man vorzüglich darauf sehen, daß alle kränkliche oder sonst fehlerhafte Pferde aus den Stutereien verbannt werden. Denn man hat die öftere Erfahrung gemacht, daß Füllen von mondsüchtigen, rothigen und haar schlechtigen Pferden, ebenfalls diese Fehler, wo nicht mit auf die Welt bringen, doch wenigstens in der Folge bekommen. Gewöhnlich scheint man dem Hengste noch mehr Einfluß auf die Schönheit des Füllens zuzuschreiben als der Stute; dieser aber wieder einen größern Einfluß in Ansehung des Temperaments. Viele Besitzer großer Stutereien behaupten, daß auch unter Pferden eine ordentliche Familienähnlichkeit herrscht, und die Araber halten sich große Geschlechtsregister von ihren Pferden aus eben diesem Grunde.

Gewöhnlich aber sehen die Füllen nur dem Hengste ähnlich, selten der Stute. Eine Stute von einem schlechten Hengste gezeugt, wirft oft ein Füllen, welches in der ersten Zeit schön und wohlgebildet aussiehet, nach erreichter Mannbarkeit aber schlecht und ungestaltet wird, und eben so wirft eine Stute von guter Art oft ein Füllen, das anfänglich schlecht aussiehet, nach erreichten völligem Wachstume aber, schön und wohlgebildet wird. Eben so wie bei den Menschen ist es auch mit den Thieren, zur Zeit, wenn sie mannbar werden, geht mit ihnen eine so plötzliche und auffallende Veränderung vor, daß man Mühe hat, ein Thier welches man um diesen Zeitpunkt lange nicht gesehen hat, wieder zu erkennen. Das ganze äußere Ansehn verändert sich dann, der Kopf der vorher vielleicht dick und ungestaltet war, wird glatt und verhältnißmäßiger, eben so die Füße. Die übrigen Theile des Körpers, außer den Haaren sind weniger dieser Veränderung unterworfen. Da man indessen immer nur schöne Hengste aus warmen Ländern die gut gefüttert und verpflegt worden, zu Stuten aus unsern kältern Ländern läßt, die überdies lange nicht so sehr mit Arbeit verschont werden, und eine so gute Pflege genießen, so ist es noch immer die Frage: ob die Ähnlichkeit nicht auch viel durch die vortheilhaften Umstände, in der sich der Hengst bei der Zeugung befand, hervorgebracht wird, und es steht dabei, ob nicht gute schön gebaute Stuten aus warmen Ländern, von schlechten Hengsten belegt, auch gute und schöne Füllen werfen würden.

Hier:

Hierüber sind wirklich noch viel zu wenig Versuche gemacht worden, als daß man den Stuten einen Einfluß auf die Schönheit des Füllens sollte absprechen können.

Einen Beweis für diese Vermuthung scheint der Umstand abzugeben, daß in großen Stutereien fast immer eine gleiche Anzahl von männlichen und weiblichen Füllen fallen. In Ansehung des Geschlechts also hat die Stute wenigstens Einfluß.

Hat man einmal einen schönen und tauglichen Hengst gewählt, so lasse man ihn nicht ohne Unterschied zu allen Stuten zu, sondern erwähle einen andern, wenn auch schlechten, aber recht hitzigen Hengst. Vor diesem lasse man alle Stuten, welche belegt werden sollen, vorbeiführen. Der Spürhengst wird zu allen wollen, aber nur von der hitzigen angenommen werden. Man lasse ihn aber seine Begierden nicht stillen, sondern trenne ihn von den hitzigen Stuten, und lasse diese von dem guten schönen Hengste belegen. Diese Procedur ist vorzüglich deswegen nützlich, damit der gute Hengst sich nicht bei den nicht hitzigen Stuten abmatte, ohne sie doch zu belegen.

Eine Stute die geföhlt hat, wird gemeiniglich 9 Tage darauf wieder hitzig, man kann sie dann von neuem belegen lassen. Neun Tage darauf versucht man durch einen Spürhengst, ob sich die Hitze geföhlt habe,

habe, ist dies nicht der Fall, so wird sie von neuen be-
legt, und das zwar alle 9 Tage, bis sich die Hitze ge-
legt hat, welches bald nach der vollkommenen Belegung
geschichet.

Eine Stuterei die alle Bedingungen einer voll-
kommenen erfüllen soll, muß in einer wohlausgesuchten
Gegend angelegt seyn, die geräumig genug ist, Heng-
ste, Stuten und Füllen zu fassen. Die Gegend, wo
eine solche Stuterei ist, muß vielfältig abgetheilt, und
jede Abtheilung mit Gräben, Pfälen und Zäunen wohl
verwahrt seyn. Die trächtigen und säugenden Stuten
müssen die fettesten und grasreichsten Theile der Stute-
rei bekommen, die unbelegten aber müssen abgesondert
einen magerern Theil bekommen, den schlechtesten Platz
überläßt man den Hengstfüllen und den Wallachen, um
sie in dem unebensten Theile der Stuterei zu nöthigen
bergauß und bergab zu steigen, und dadurch den Schen-
keln derselben eine nothwendige und nützliche Bewegung
und Anstrengung zu verschaffen. Besonders Sorge man
dafür, daß das Verhältniß der jungen Hengstfüllen wohl
von dem der Stuten abgesondert sey, damit sie sich
noch zu jung nicht zu sehr an den Stuten abmatten.
Wo möglich Sorge man für Lachen oder stehende Pflügen
in den Stutereien, weil diese den Pferden viel dienli-
cher sind als fließendes Wasser, wovon sie oft Bauch-
krümmen bekommen. Bäume müssen in jeder Stuterei
besindlich seyn, damit sich die Pferde vor der brennen-
den Sonnenhitze schützen können. — Böcher aber müs-

sen ausgefüllt und kurze Baumstämme weggeschafft werden, damit die flüchtigen jungen Thiere nicht darüber fallen und Schaden nehmen. Zur Winterzeit werden alle Pferde in den Stall gebracht, die Füllen und Stuten mit Heu, die Hengste aber mehr mit Stroh gefüttert. Die Stuten werden mit aller Arbeit verschont, und die Füllen bei recht heiterm Wetter auf die Weide geführt.

Gewöhnlich sucht man den Zuchthengst durch vorhergehendes starkes Reiben und Striegeln hisiger zu machen, welches man auch bei den Stuten thut, damit sie den Hengst desto williger annehmen. Viele Stuten sind bei der Berührung des Hengstes sehr fitzlig, und schlagen gemeiniglich hinten aus. Damit nun der Hengst nicht damit verletzt werde, thut man am besten, wenn man den Stuten zur Zeit der Belegung die Hufeisen an den Hinterfüßen abnimmt. Gewöhnlich pflegt man die Stute, wenn sie belegt werden soll an einer Halfter zu halten, und sie auch noch auf andere Art zu fesseln. Dieses ist aber schädlich, weil das Geschäft der Begattung so frei als möglich vor sich gehen muß. Am besten thut man, wenn man der Stute den Kopf etwas in die Höhe hält, wodurch sie verhindert wird nach dem Hengste zu schlagen; bei welcher letzten Verfahrungsart man auch nicht erst nöthig hat sie der Hufeisen zu entledigen. Meistentheils pflegt man den Hengst der Stute an Leinern zuzuführen, welches aus eben dem Grunde nicht rathsam ist, weil der
Hengst

Hengst dadurch oft seiner völligen Stärke und Freiheit beraubt wird, die er doch nöthig hat, wenn er frei und ungehindert ganz der Natur gemäß sein Geschäft verrichten soll. Eine zitternde Bewegung, welche der Hengst gleich nach vollendeter Begattung am obern Theile des Schwanzes nahe an dem Rückgrad verspüren läßt, ist ein sicheres Zeichen, daß die Begattung geschehen ist. Auf dieses Zeichen muß man genaue Acht haben, damit man den Hengst keiner schon belegten Stute von neuem zuführe; denn nicht allemal, obgleich gewöhnlich, verweigert eine schon belegte Stute. Es giebt einige Stuten, die den Hengst zu jeder Zeit annehmen, aber größtentheils sind diese unfruchtbar.

Die beste Zeit zur Begattung sind die Frühstunden von 6 bis 8, und des Abends von 4 bis 6 Uhr, auch wird man wohl thun, die sich begattenden Pferde von allem Geräusch zu entfernen. Einen nicht allzustarken Hengst, muß man erst über den 2ten Tag springen lassen, so daß er ohngefähr in 7 Tagen 4 Stuten belegt. Man hat in diesem Falle immer bessere und dauerhaftere Küllen zu erwarten. Einen starken festgebauten Hengst kann man jedoch alle Tage ohne Schaden einmal springen lassen. Gewöhnlich läßt man eine Stute von der man nicht sicher ist, ob sie empfangen hat, erst wieder am 10ten Tage von neuem belegen, aber dies ist deswegen nicht rathsam, weil binnen dieser Zeit die Stute oft ihr Feuer verliert. Man kann sie ohne Schaden den 2ten oder 3ten Tag belegen lassen.

sen. Ein guter Hengst kann 20, höchstens 25 Stuten belegen. Ist die Stute wirklich belegt, so wird sie jede Berührung des Hengstes scheuen, auch verliert sich bei ihr in kurzer Zeit das Roßen, welches in einer zähen schleimigten, weißgelblichten Feuchtigkeit besteht, die ihr vor der Belegungszeit aus der Schaam tröpfelt.

In der ersten Zeit hat man kein gewisses Zeichen der wirklichen Empfängniß, doch ist es ein schon ziemlich hinlänglicher Beweis davon, wenn sie nicht das geringste Zeichen zu einer neuen Begattung bei Annäherung des Hengstes spüren läßt, auch nimmt man gewöhnlich an, daß sie empfangen hat, wenn sie munterer und lebhafterer als vorher ist. Erst zu Anfange des 5ten oder 6ten Monates kann man völlige Gewißheit haben, da man gewöhnlich um diese Zeit das Füllen im Leibe schon fühlen kann. Eine nicht angestrengte mäßige Arbeit ist der Stute zuträglicher als wenn sie ganz damit verschont würde.

Das erste Füllen einer Stute wird selten so gut als die nachfolgenden seyn, und man muß daher nach der ersten Ausbeute nicht zu voreilig über die Güte oder Untauglichkeit derselben urtheilen. Will man schöngebaute, gute Füllen bekommen, so ist es am rathsamsten, wenn Stute und Hengst nicht allzusehr am äußern Bau von einander verschieden sind, da beide einen fast gleichen Einfluß auf das werdende Füllen haben. Man kann jedoch durch sorgfältig ausgewählte Hengste,

Hengste, wenn man nicht eben die besten Stuten hat die Nachkommenschaft doch verschönern und veredeln. Hat man z. B. dicke, schwerfällige Stuten, und wünscht leicht gebaute Füllen zu haben, so ist es am rathsamsten, sie von feinen spechtigen Hengsten belegen zu lassen, und umgekehrt, hat man leichte feine Stuten, die am besten zu Reitpferden taugen, und man wollte sich gute, brauchbare Wagenpferde ziehen, so müssen sie starke wohlgebaute Hengste belegen. Auf eben diese Art kann man andern Fehlern seiner Stute rein abhelfen, indem man die Stuten, denen es an irgend etwas äußeren gebricht, gerade von solchen Hengsten belegen läßt, die eben diesen Fehler ganz und gar nicht an sich haben.

Hat man Stutereien auf leichten trocknem Boden angelegt, so wird man, wenn nur alles übrige erforderliche vorhanden ist, auch gute flüchtige muntere Pferde bekommen; wohingegen in feuchten Gegenden, auf fetten Weiden, fast lauter dickköpfige und schwerfällige Pferde fallen, welches sich sehr leicht aus der Verschiedenheit der Nahrung begreifen läßt.

Eine der größten Vorsichtsregeln, ist ohne Zweifel diese, immer mit den Arten zu wechseln, und seine Stuten nicht immer von inländischen Hengsten belegen zu lassen. Bei inländischen Stutereien werden sich bald wesentliche Fehler zeigen, wenn eine und dieselbe Art immer fortgepflanzt, und nie mit andern gewechselt wird

wird, sehr natürlich ist wohl der Einfluß des Klimas auf unsere Pferde; eben so die Art sie zu verpflegen und sie zu gebrauchen. Eben so bedeutend ist auch die Art ihrer Nahrung auf sie.

Es werden bald Mängel zum Vorschein kommen, die durch nichts anders verbessert werden können, als durch die Vermischung ausländischer Hengste mit unsern Stuten, oder ausländische Stuten mit inländischen Hengsten. Jedoch wählt man lieber das erstere. So wie wir beim Getreide, Blumen und anderen Gewächsen einen merkllichen Einfluß des Klimas und des Bodens nicht nur in der äußern Form, sondern auch in der innern Güte bemerken, wenn immer wieder der Saame der erzeugten Frucht wieder in denselben Boden verpflanzt wird, und man nie mit andern Saamen wechselt; eben so ist es auch bei den Thieren und vorzüglich bei den Pferden. Nimmt man auch bei Anfange einer Stuterei die besten, schönsten, stärksten ausländischen Pferde, so arten sie doch bei uns in einigen Generationen schon in kleine, schwächliche und plumpe aus. Bei der ersten Generation werden diese Fehler freilich nicht so auffallend seyn, weil das Klima doch nicht so sehr auf ihre äußere Form und ihre innere Kraft wirken konnte, daß man schon an ihnen die Spuren der Veränderung des Klimas an ihnen wahrnehmen konnte. Auch an dem ersten Wurfe dieser Pferde wird keine deutliche Spur einer Veränderung zu finden seyn; allein der Einfluß des Klimas, dem das junge Thier schon im zartesten Alter ausgesetzt ist, wird schon weit größer auf

auf das Füllen seyn, als es auf die Eltern war. Eine eben so wesentliche Wirkung wird die Art der Nahrung, die Behandlung und der Boden auf das junge Thier haben, und wird manchen Fehler an ihm verursachen, der der 2ten Generation schon sehr sichtbar seyn wird; denn hier hat der Nachkömmling nicht allein die Fehler seiner Eltern an sich, sondern verbindet mit ihnen auch die eigenen, die durch Nahrung, Klima und Behandlung entstehen. Bei der dritten und folgenden Generation werden sich diese Fehler immer mehr vorfinden, und man wird an den spätern Nachkommen keinen Zug ihrer Stammeltern erkennen, und sie für inländische Pferde halten. Es ist also am besten, wenn man schon den zweiten höchstens den dritten Wurf, von neuen ausländischen Pferden belegen läßt. Vielleicht würde man glauben, es wäre besser, wenn man nicht nur fremde Hengste, sondern auch fremde Stuten in seine Stutereien einführte, und dieses jedesmal erneuerte, wenn sich Spuren einer Veränderung vorfänden. Jedoch ist dieses nicht durchaus nothwendig, sondern ausländische Hengste zeugen mit inländischen Stuten gewöhnlich für uns brauchbarere Pferde als wenn beide Pferde ausländisch sind. Jeder Himmelsstrich giebt seinen Thieren eine gewisse Bildung, woran entweder etwas überflüssiges, oder etwas mangelhaftes ist. In einem warmen Himmelsstrich wird das vielleicht im Ueberflusse seyn, woran es in einem kältern mangelt, und so wiederum umgekehrt. Durch die Vermischung von fremden und inländischen Pferden, werden diese

Mängel

Mängel gegenseitig aufgehoben, und das, um je mehr aus entfernten und für uns verschiednen Ländern die Arten zusammen kommen. Bei uns werden die dänischen, holländischen, friesländischen Pferde vor allen andern den Vorzug haben.

Eben so wie das Klima auf die äußere Form und innere Beschaffenheit einen bedeutenden Einfluß hat, eben so wirkt es auch auf die Farbe der Haare. Alle wilde Thiere, die sich immer in einem Himmelsstrich aufhalten, haben auch fast immer einerlei Haare. So wie hingegen Thiere einer und derselben Gattung unter verschiedenen Himmelsstrichen auch verschiedene Farben an ihren Haaren haben. Eben so kann man auch durch die Kunst mancherlei Arten zusamen bringen, wenn Hengste und Stuten von ganz verschiedener Farbe sind, welches man am deutlichsten bei den sogenannten Tigern und Schacken bemerkt.

Viele Stuten werden schon vor Anfange des Monats Aprils bigig, aber diese muß man nicht belegen lassen, weil sie dann gerade in der kalten Jahreszeit werfen würden. Zur Ausbildung des Füllens bedarf die Stute elf und einen halben Monat, wobei es auf ein paar Tage mehr oder weniger freilich nicht ankommt; vor dem elften Monat, wird jedoch nie ein reifes Füllen geboren, und im Gegentheil behaupten einige Naturlehrer und Pferdeärzte, daß ein Füllen um desto vollkommner und stärker sey, wenn die Stute das

das Füllen einige Tage über eils Monate getragen hat. So bald man Zeichen der Schwangerschaft an einer Stute bemerkt, muß man sie von den andern, nicht trächtigen Pferden entfernen. Eine ungewöhnliche Unruhe und das Ausschwißen einiger Milchtropfen an den Warzen sind die vorzüglichsten Zeichen, daß die Stute bald werfen werde. Man sondert sie daher am schicklichsten von allen andern ab, und überläßt das Gebären ganz der Natur; nur in äußerst schwierigen Fällen ist es nöthig ihr zu Hülfe zu kommen. Die gebährende Stute legt sich gewöhnlich auf die Erde nieder, und in 12 bis 16 Minuten ist gewöhnlich die Geburt vor sich gegangen. Nur die das erstemal gebährenden Stuten brauchen eine längere Zeit dazu, oft wohl eine halbe Stunde. Das Füllen kommt wie alle Thiere zuerst mit dem Kopfe zur Welt, und zerreißt im Herauskommen die Hüllen und sprengt alle Wasser. Größtentheils findet man bei den Füllen einen zähen bleifarbigem Körper (Hypomanes, Pferdemiß, Alantois) welchem die Alten mancherlei Wirkung zuschrieben, und es für ein Stück Fleisch hielten, welches dem Füllen an dem Kopfe angewachsen wäre. Gleich nach der Geburt reiniget die Mutter das Lunge, und dieses sucht bald die Eiter. Wenn auch die Nachgeburt nicht gleich fortgeschafft wird, so braucht man nicht gleich gewaltsame Hülfe anzuwenden, weil sie oft mehrere Tage zurückbleibt. In vielen Stutereien ist es gebräuchlich, die Stute am neunten Tage nach dem sie geboren hat aufs neue belegen zu lassen. Allein dieses ist darum nicht

nicht rathsam, weil sie oft erst nach 14 Tagen und mehrern Wochen wieder rosig werden. Einige Pferdeärzte, und Besizer von Stutereien, wollen aber die Stute ein Jahr über das andere belegt wissen, und versichern, daß man dadurch vollständigere und bessere Füllen erhalte, welches sich wohl aus dem Grunde hören läßt, daß die Stute, wenn sie schon mit der neuen Ausbildung einer Frucht beschäftigt ist, das schon geborne Füllen lange nicht so gut versehen kann, weil ihre Kräfte getheilt sind. Manchmal lassen sich auch schon trachtige Stuten belegen, aber nie erfolgt eine neue Befruchtung. Bei schlechten und gemeinen Pferden dauert die Fruchtbarkeit bis ins 14te und 15te Jahr; bei guten, edlen Pferden aber bis ins 18te auch wohl bis zum 20sten und noch länger, wenn sie besonders erst im 5ten oder 6ten Jahr belegt worden sind. 20, 25, auch wohl 30 Jahre ist die Lebensdauer eines guten Pferdes, wenn nicht besondere Umstände dasselbe verkürzen, und wobei vorzüglich viel darauf ankommt, ob es zeitig oder spät ist belegt worden. Denn ein Pferd, was vor völliger Ausbildung belegt oder belegt wird, ist aus ganz natürlichen Gründen lange nicht so fruchtbar, als ein solches, welches nachher, zu seiner völligen Reife gelangt ist. Bei den jungen Füllen bemerkt man im ersten Alter eine große Verschiedenheit zwischen Hinter- und Vorderfüßen, welche erstere viel länger und stärker sind, so daß die Füllen sich an dem Kopfe reiben können, welches erwachsene Pferde nicht vermögen.

mögen. Mit dem zunehmenden Alter aber vermindert sich dieser auffallende Unterschied. Man läßt ein Füllen gewöhnlich 6 Monate saugen, und thut am besten, wenn man ihnen nach der Abgewöhnung nicht gleich hartes Futter giebt. Bei den Füllen finden sich oft einige Tage nach der Geburt Beschwerden beim Harnen und Misten ein. Eine Portion dünn abgekochten Leinsamens oder 10 bis 12 Loth Leinöl innerlich eingegeben, helfen diesem Uebel, wenn nicht noch andere Umstände damit verbunden sind, gewöhnlich bald ab. Um die vielen Würmer, die sich häufig bei den Füllen finden; ist folgendes Mittel das wirksamste: man nimmt 1 Loth Enzianwurzel, 1 Loth Schwefelblumen und 2 Loth Küchensalz, vermischt dieses mit angefeuchteten Kleien, und giebt ihnen solche zu fressen.

Was das Wallachen betrifft, so ist dies eine Erfindung die vielen fremden Völkern ganz unbekannt ist, oder die sie, wenn sie selbige auch kennen, nicht anwenden mögen. Am häufigsten findet man das Wallachen bei uns in denjenigen Gegenden, wo Gemeinweide eingeführt ist, und zwar aus dem Grunde, daß unsere Landleute nicht mehrere Pferde als höchstens eins im Stalle füttern dürfen, weil die Hengste wegen ihrem Feuer nicht mit auf die Weide gehen dürfen, theils weil sie sich selbst und den andern Pferden viel Schaden durch Schlagen zufügen, theils auch deswegen, weil sie sich bei den Stuten

zu abmatten würden. Es ist wahr, ein Wallache ist viel ruhiger und folgsamer, als ein Hengst, und bedarf weit weniger Aufsicht und Vorsicht um Schaden zu verhindern, aber die Arbeit die ein Hengst verrichtet, wird er nie zu leisten im Stande seyn. Gewöhnlich nehmen sie an Corpulenz zu, aber, wenn sie auch irgend nur etwas angestrengt arbeiten müssen, werden sie bald faul und träge, und müssen beständig angetrieben werden, wenn sie etwas thun sollen. Mit einem guten Hengste verhält es sich ganz anders, dieser arbeitet, so lange nur noch irgend seine Kräfte es verstatten, unverdrossen und unangetrieben, und ist nach kurzer Ruhe und Futter bald wieder auf dem Plaze. Sollte dieser große Vortheil nicht das alles ersetzen, was man bei einem Wallachen an Stallfütterung erspart? und sollte man wohl die strengere Aufsicht, die man beim Hengste bedarf, hier in Anschlag bringen.

Was das Wallachen selbst betrifft, so muß es im Frühling oder Herbst geschehen, damit die Hitze im Sommer, oder starke Kälte im Winter keinen nachtheiligen Einfluß, auf die immer sich einfindende Kranklichkeit habe. Die Zeit des Wallachens ist an den verschiedenen Orten auch verschieden; in einigen Gegenden werden die Pferde schon wallacht, so bald sich nur die Hoden von außen zeigen, in einigen andern Gegenden, wartet man mehrere Jahre damit, und wallacht die Hengste erst, wenn sie schon mehrmals

maß belegt haben. Allein, will man einmal einen Hengst wallachen, so muß man es niemals bis in die späteren Jahre anstellen lassen, weil sonst das Thier die Operation nicht leicht ausführen könnte, wenn es nicht mehr den vollen Gebrauch aller seiner Kräfte hat.

Die Procebur geschieht folgendermaßen, man wirft den Hengst behutsam auf die Erde, legt ihn dann auf den Rücken und fesselt ihm die Vorderfüße, die Hinterfüße werden von starken Leuten festgehalten und etwas auseinander gespreizt. Den Kopf legt man auf ein etwas erhöhtes weiches Kissen, und legt die Bremse an. Die Hoden werden dann vorsichtig in die Höhe gehoben, so daß sich der Hodensack fast darüber spannt. Man thut der Operateur mitten in die Haut einen Schnitt mit einem Bisturi der Länge nach, nimmt die Hoden heraus und dreht die Bänder ab. Dann wird die Haut wieder zugenähet, ohne daß Brennen oder Unterbindung nöthig sey, und wenn nur sonst kein Fehler in der Operation vorgefallen ist, wird von keiner Verblutung etwas zu befürchten seyn. Viele halten es für dienlich, den neuen Wallachen einige Zeit hindurch zu baden, oder mit frischem Wasser zu waschen. Man darf ein solches wallachtes Pferd nicht eher wieder zur Arbeit gebrauchen, weil diese ihm theils zu viel Schmerzen verursachen würde, vorzüglich aber die frische Wunde durch Anstrengung oder Erhitzung leicht böse werden könnte.

Was was Hären anbetrifft, so haben dieses die Pferde mit allen behärten Pferden gemein. Gewöhnlich geschieht dies im Frühling, oft aber auch im Herbst. Sie bekommen oft dadurch ein ganz andres Ansehen auf einige Zeit in Ansehung der Farbe. Im Winter haben sie viel dichtere und stärkere Haare wie im Sommer, wie dies auch bei andern Thieren der Fall ist. Während der Zeit, wo sie sich hären, sind sie gewöhnlich kränklich und schwach, daher sie auch besser gepflegt und mit vieler Arbeit verschont werden müssen. Pferde in sehr morastigen und sumpfigen Gegenden legen auch das Horn ab, wie dies vorzüglich in Holland der Fall ist.

Zur Ruhe bedarf ein gutes Pferd nur wenige Stunden, gemeiniglich legen sie sich, viele schlafen aber auch stehend. Vier bis fünf Stunden reichen zur Erquickung eines Pferdes hin, wenn es nicht außerordentlich stark angegriffen ist, wo es sich dann meistens gleich, wenn es in den Stall kommt, hinlegt, ohne vorher zu fressen, was bei einem sonst gesunden Pferde von großer Ermüdung zeigt, denn sonst frisst es zuvor ehe es sich niederlegt. Beim Saufen muß man sehr behutsam umgehen, damit das Pferd, besonders, wenn es erhitzt ist, sich nicht erkälte. Man läßt es eine auch mehrere Stunden warten, und zuver etwas fressen, ehe man ihm zu trinken giebt, und will man es ja, auf der Reise, wenn man nicht lange warten kann, trinken lassen, und es will vorher nicht et-

was

was fressen, so lege man auf das Wasser eine Hand voll Heu, damit es nur langsam saugen und nicht zu viel Wasser auf einmal verschlucken könne, auch lasse man es mehreremale absegen aus eben demselben Grunde.

Ausländische Pferde.

Zu dem was ich schon oben von den wilden Pferden gesagt habe, will ich nur noch hinzufügen, daß sie fast alle von einerlei Farbe, klein und unansehnlich sind, aber äußerst schnell. Viele sind so unbändig daß man sie durchaus nicht zähmen kann. Die Ursache ihrer Kleinheit und Unvollkommenheit liegt wohl ohne allen Zweifel darin, daß sie sich, weil sie sich ganz überlassen sind, zu frühzeitig begatten, ehe sie noch ihre völlige Ausbildung ertangt haben. Die für ihre kleinen Körper dennoch ansehnliche Stärke mag wohl mit von der rohen Lebensart herrühren, da sie beständig unter freiem Himmel jeder guten und bösen Witterung ausgesetzt sind. Aus eben dem Grunde weil sie immer im Freien leben, und wegen ihrer Nahrung zu beständiger Bewegung genöthigt sind, läßt sich auch ihre Geschwindigkeit und ihre Ausdauer auf weiten Reisen erklären.

Die englischen Pferde stammen eigentlich von den barbarischen und arabischen, und haben auch, wenn
man

man sie mit andern vergleicht, die meiste Aehnlichkeit mit diesen. Sie haben einen ziemlich großen Kopf, etwas lange aber doch schön gestellte Ohren. Ihre Größe beträgt gemeinlich 4 Fuß 10 Zoll, auch giebt es welche von 5 Fuß und noch darüber. Sie sind muthig, stark, ausdauernd und schnell. Die englischen Bereiter und Stallmeister wissen diese ihre Schnelligkeit durch ausdauernden Fleiß und Übung zu einem außerordentlichen Grade zu bringen, da Wettrennen mit Pferden ehemals eine der ersten Belustigungen der Engländer war und zum Theil noch ist. In einem solchen Wettrennen lief ein Pferd in einem Zeitraum von 6 Minuten und 40 Sekunden 4 Meilen weniger 400 Ruthen (die Meile 1760 Ruthen und die Ruthe zu 3 englische Fuß.)

Allen englischen Pferden ist der Schwanz gestutzt. Als Ursache davon giebt man an, daß es darum geschähe, weil die englischen Pferde alle eins hinter dem andern gespannt würden, und damit das erste seinen Hintermann nicht mit dem langen schmutzigen Schwänze besudeln.

Die italienischen Pferde waren ehemals besser als sie gegenwärtig sind, weil man jetzt lange nicht mehr so viel Sorgfalt auf die Stutereien verwendet als sonst. Die Neapolitanischen sind immer noch die besten. Der Fehler der italienischen Pferde besteht in einem zu starken Kopfe, dickem Halse, und in einer großen Ungelehrigkeit

rigkeit bei Abrichtung derselben. Sonst haben sie ein schönes Aeußere, und einen von Natur guten starken Wuchs, der sie besonders sehr zu Wagenpferden tauglich macht.

Die dänischen Pferde sind, im Ganzen genommen, auch recht gut gewachsen, nur haben sie gewöhnlich einen etwas dicken Hals, und ein dem übrigen Verhältnisse nach zu schmales Kreuz. Demohntrachtet sind sie aber immer noch gewandt genug, und im Kriege sowohl, als vor Wagen recht gut zu gebrauchen. Man trifft sie von allen Farben an, besonders aber sind die braunen sehr häufig. Eine ihrer vorzüglichsten Schönheiten ist der lange Schweif mit dicken vielen Haaren. Wo sie gut gehalten werden, kämmt man auch nie ihre Schweife, damit man ihnen keine dieser schönen Haare ausreisse, sondern wischt und reiniget sie blos mit wollenen Lappen.

Die Holländischen Pferde sind gut und stark gebaut, und dienen vorzüglich zu Kutschpferden, wozu man sie auch gewöhnlich nach Frankreich kommen läßt. Die Flanderischen sind bei weitem nicht so gut, desto besser aber die Frisfischen. Diese sind sehr leicht zu ernähren, und ertragen eben sowohl Frost und Hitze. Mit ihrer Stärke und ziemlichen Geschwindigkeit verbinden sie viel Gelehrigkeit, werden aber größtentheils auch nur zu Wagenpferden gebraucht.

Deutschland hat schöne gute Pferde, da man hier die Stutereien größtentheils in guter Ordnung erhält. Gewöhnlich sind sie aber schwer und etwas plump, und taugen in dieser Hinsicht nicht gut zur Jagd, und andern Arbeiten, wo sie sehr stark laufen müssen, weil es ihnen bald an Athem fehlt. Diesen Fehler ersetzen sie aber wieder durch ihre starken Kräfte und langer Ausdauer bei schweren Arbeiten. Sie stammen größtentheils von türkischen und arabischen ab, sind aber jetzt sehr vermischt. Zu den Husarenpferden nehmen wir größtentheils polnische und türkische, weil diese leichter und gewandter als die unsrigen sind.

In Frankreich findet man die verschiedensten Arten von Pferden beisammen, die schönsten nahm man ehemals aus Simosien und aus der Normandie, und brachte selbige zu Reitpferden.

Holland nimmt seine schönsten und besten Pferde aus der Provinz Friesland. Sie schicken sich am besten zu Kutschpferden, wozu sie auch besonders in Frankreich gebraucht werden.

Rußland hat starke und festgebaute Pferde die besonders gut zu Strapazen und langen Reisen zu gebrauchen sind. Vermuthlich ist es ihrem Klima zuzuschreiben, daß sie fast weniger Krankheiten unterworfen sind als Pferde aus andern und wärmern Himmelsstrichen.

Die

Die arabischen Pferde sollen nach Herrn Marmal alle von den wilden Pferden in der Wüste Arabiens abstammen. Sie sind nicht allzugroß, aber leicht und flüchtig. Mehr als jede andre Nation sehen die Araber darauf, ihre Racen unvermischt zu erhalten, und verfertigen mit der größten Sorgfalt ordentliche Geschlechtstafeln von ihnen. Sie haben ihre Pferde in drei Klassen getheilt, und bezeichnen jede Art mit einem besondern Namen. In die erste Klasse setzen sie diejenigen, die sich von beiden Seiten unvermischt erhalten und das älteste Alter haben.

Diejenigen, welche zwar auch von altem Geschlechte sind, aber ihre Art durch Vermischung mit unedlen Stuten verborben haben, kommen in die zweite Klasse. In die dritte Klasse rechnen sie die, welche ganz vermischt, sich gar keines Familienabels zu rühmen haben.

Mit welcher Sorgfalt und Strenge die Araber auf die reine Fortpflanzung der ersten beiden Gattungen halten, davon haben uns mehrere Reisende einstimmigen Bericht erstattet. Eine Stute vom ersten Range lassen sie nie ohne glaubwürdige Zeugen belegen, die nachher von der Orts-Obrigkeit ein unterschriebenes Zeugniß darüber ausstellen müssen, worin die Namen, das Alter und das Geschlechtsregister sowohl der Stute als des Hengstes verzeichnet seyn müssen. Wirft nach diesem die Stute, so werden ebenfalls
wieder

wieder Zeugen herbeigerufen, welche Briefe ausstellen müssen, worin das Jahr und der Tag der Geburt bestimmt ist, nebst einer genauen Beschreibung des ganzen Füllens. Ein solcher Attestbrief wird jedesmal dem nachherigen Käufer des Pferdes mitgegeben.

Ueberhaupt werden diese edlen Pferde von den Arabern auch sehr gut gehalten, und ohne Noth nicht strapazirt. Man läßt sie fast nie schnell gehen, wenn es aber auch einmal geschieht, dann laufen sie mit der bewundernswürdigsten Schnelligkeit.

Die arabischen Pferde gehören unter die mittelgroßen, und sind ebenmäßig und schlank gebaut. Sie werden sehr sorgfältig gereinigt und gepuht, oft gewaschen, aber selten an den Mähnen und am Schwatze gekämmt, damit man ihnen nicht die schönen Haare ausreißt.

Den Tag über bekommen diese Pferde nichts zu fressen, sondern bloß etlichemal zu saufen. Des Nachts aber hängt man ihnen einen Sack mit reinem Futter um den Hals, welches sie denn bis an den Morgen verzehren. Im dritten Jahre nimmt man die Füllen schon zur Arbeit, bedient sich ihrer aber anfänglich größtentheils nur zum Reiten.

Was die Haare und Farbe der Pferde betrifft, so haben viele Schriftsteller ganze Bogen mit Beschreibung

hung derselben angefüllt, da ich aber den großen Nutzen den eine solche weitläufige Beschreibung haben könnte, nicht wohl einsehe, so will ich diesen Punkt nur mit einigen kurzen Worten berühren.

Man theilt die Haare und die Farbe der Pferde in einfache und zusammengesetzte. Erstere ist die weiße, isabellfarbige, fuchsrothe, braune und schwarze Farbe, die beiden letztern finden wir bei uns am häufigsten, vorzüglich die braune, die wieder sehr verschieden ist, bald heller bald dunkler, auch öfters etwas ins röthliche fallend. Oft würde man zweifelhaft seyn zu bestimmen, ob ein Pferd ein Fuchs oder ein Brauner sey, so sehr fallen manchmal diese Farben zusammen, wenn es nicht fast allgemeine Regel wäre, daß die Braunen dunkle, fast ganz schwarze Extremitäten hätten, als die Mähnen, der Schweif und der untere Theil der Füße, von den Knien bis an den Huf. So wie das Braune, eben so sehr verirrt oft das Schwarze, indem es ganz schwarze, (welches man auch das Agatschwarze nennt, und welches sehr glänzt,) giebt, die man mit dem gewöhnlichen Namen Rappen, belegt. Dann giebt es wieder ganz schwarze, die aber nicht so wie die vorigen glänzen, und endlich schwarze, die auf dem Bauch zu etwas ins bräunliche oder röthliche fallen, dieses sind die sogenannten Sommerrappen.

Die isabellfarbigen sind gelblicht, die Mähnen entweder weiß oder schwarz, wie auch der Schwanz. Auf dem

dem Rückgrad bis an den Schweif haben manche einen etwas dunklen Streif, den man gewöhnlich den Maul-
 eisstreif nennt. Von den Isabellen unterscheiden sich
 andre gelbe Pferde, welche weit dunklergelb und oft
 geappelt sind, welches so viel heißt, als sie haben an
 mehreren Theilen des Körpers, vorzüglich an den Hin-
 tertheilen, nicht allzugroße runde Flecke, die noch et-
 was dunkler sind, als die übrige Hauptfarbe. Diese
 heißt man insgemein hin Falken.

Auch die Fuchsfarbe ist verschieden, und fällt bald
 mehr bald weniger ins Rothe, ist lichte und dunkel.
 Die dunkeln oder mattfarbigen Füchse mit weißen Mäh-
 nen und weißen Schweifen, nennt man gewöhnlich
 Schweißfüchse, auch sie sind größtentheils geappelt.

Die sogenannten Rothschimmel haben eine ver-
 mischte Farbe von wenigem weiß, dunkelroth oder
 braun. Größtentheils sind sie am Unterfuße weiß und
 haben eine Platte, wie man einen bald großen bald klei-
 nern weißen Fleck vorn an der Stirne nennt.

Ganz weiße Pferde trifft man nicht häufig, größ-
 tentheils sind sie grau geappelt. Erst im Alter verlie-
 ren sich diese Flecken, werden blässer, und oft wird ein
 solches Pferd ganz weiß. Die erstern nennt man
 Schimmel, die lehtern Apfelschimmel, und ist weiß und
 grau ganz untereinander gemengt, ohne besondere Fle-
 cken zu bilden, so werden sie Grauschimmel genannt.

Mehren

Mehrentheils haben sie auch weiße Mähnen und Schweif. Ein höchst seltener Fall ist es, wenn man einmal ein weißes Fohlen erblickt, gewöhnlich sind sie zuerst bräunlich oder graulich. Graue Pferde mit über den ganzen Körper vertheilten schwarzen Flecken, nennt man Tiger.

Schäcken heißen diejenigen, die auf einem weißen Grunde große unegale, oft ganze Theile einnehmende braune oder schwarze Flecken haben, und auf einem schwarzen Grunde graue oder weiße,

Nach der Meinung der meisten Pferdekenner sollen die einfarbigen Pferde die besten seyn, was sie auch von den sogenannten Stichelhärigen sagen, wie man nämlich diejenigen nennt, welche auf einem dunklen braunen oder röthlichen Grunde einzelne starke weiße Haare haben. Besonders sollen diese letztern nicht leicht schwinden.

Noch ist zu bemerken, daß alle Pferde aus den wärmern Ländern kurze struppige, die aus den kältern Ländern aber weißere, längere und dickere Haare haben.

Von einigen Krankheiten denen die Pferde unterworfen sind, und von den Mitteln, selbige zu heilen.

Da es dem Zweck dieses Büchleins ganz zuwider fern würde, eine ausführliche Beschreibung aller Krankheiten und derer Heilung zu liefern, und dies auch in einem Auszuge nicht möglich ist, so werde ich blos diejenigen Krankheiten berühren, deren Heilung auch ohne große medicinische und chirurgische Kenntnisse möglich sind, und blos die Mittel an die Hand geben, die jeder Oekonom, ohne Zuziehung eines Arztes, anwenden kann, bei solchen Krankheiten die leicht erkennbarlich, und auf eine leichte Art zu heilen sind. Die leichteste unbedeutendste Krankheit kann bald gefährlich werden, wenn ihr nicht bei Zeiten vorgebeugt wird, wie jeder aus Erfahrung weiß. Wird ein Stück Vieh in einer Wirthschaft krank, so läßt man es leider so lange wie möglich anstehen, ehe man einen Sachkundigen zu Rathe ziehet, theils wegen oft damit verbundenen Weiläufigkeiten, theils weil man die Kosten scheuet, aus oft übel angekrachter Sparsamkeit. Man nimmt lieber zu den sogenannten guten Hausmitteln seine Zuflucht, und hilft gewöhnlich nicht nur nicht seinen Kranken, sondern verschlimmert gemeinlich auch noch eine leicht zu heilende Krankheit, wenn die Behandlung derselben einem verständigen Arzte wäre überlassen worden. Der nicht Sachverständige urtheilt zu oft

oft nach dem bloßen Schein, und hält eine Krankheit für eine solche, die sie am Ende gar nicht ist, weil sich im Anfange bei den verschiedensten Krankheiten oft ganz gleiche Symptome äußern, die nicht selten, selbst den Sachverständigsten irre führen, und um so mehr einen Unkundigen verleiten müssen, öfters gerade die entgegengesetztesten Mittel anzuwenden.

Diesem Uebel so viel als es hier der Ort erlaubt, vorzubeugen, will ich, ehe ich zu den gewöhnlichen leichten Krankheiten selbst übergehe, nur einiges über Krankheiten im Allgemeinen sagen, um dem Landmanne dadurch die Beurtheilung von Krankheiten zu erleichtern, ob sie durch eigene Hülfe können gehoben werden, oder ob die Zuziehung eines Arztes unumgänglich nothwendig sey. Denn wie viele sind schon um ihr bestes und brauchbarstes Vieh blos deswegen gekommen, weil sie entweder die Krankheiten ganz falsch behandelten, und ohne genauere Untersuchung ob es auch dieselbe sey, die sie dem ersten Anscheine nach meinten, ihre einmal gewöhnlichen Universalmittel anwandten, oder weil sie, ebenfalls durch den Schein verleitet, da eine blos leichte und vorübergehende Unpäßlichkeit sahen, wo doch schon entweder eine große schwere Krankheit, oder wenigstens der Grund zu einer solchen da war.

Hierzu kommt noch die schwere Erkenntniß, ob ein Thier krank sey oder nicht; denn wie oft wirken nicht äußere Ursachen, als z. B. unreines oder ungewöhn-

wöhnliches Futter, Behandlung, selbst Bitterung auf ein Thier, daß es entweder nicht wie gewöhnlich frist, läuft, oder sich auffallend anders als sonst beträgt, ohne daß eine Krankheit zu allem diesen Anlaß gegeben. Wer nun keine gehörige Kenntnisse von den wahrhaften Symptomen einer Krankheit hat, wird bald auf diese und auf jene rathen, und wird das Thier mit Arzneien bestürmen, die, wenn es auch wirklich ganz gesund ist, es erst krank machen müssen. Denn man glaube ja nicht, daß, da Arznei heilsam ist, sie nicht schädlich seyn könne. Dem Gesunden kann die heilsamste ein tödtendes Gift werden. Ist aber auch wirklich Krankheit da, wie schwer ist sie nicht bei Menschen oft zu erkennen, wie vielmehr nicht bei dem Thiere, dem das Mittel der Sprache mangelt, uns anzuzeigen, was und wo ihm was fehle. Das Thier hat für viele Uebel oft nur ein, und zwar sehr dunkles Zeichen. Wie sollen wir es verstehen? da wir noch lange nicht genug mit seinen Andeutungen bekannt und vertraut sind. Dieser Mangel der Aeußerungen des Thieres für seine Bedürfnisse, sind die größte Ursache, warum wir ihm in so vielen Fällen nicht helfen können, wenn wir es auch noch so gerne wollten, und eben darum muß man nur die aus Erfahrung geschöpften sichersten Merkmale annehmen, wen man selbst helfen will und kann, und bei den im geringsten abweichendsten, Kunstverständige zu Rathe ziehen, die mit dergleichen unsichern Anzeigen, doch noch am ersten bekannt seyn können.

Krankheit überhaupt ist der Zustand des thierischen Körpers, wo er von dem gesunden Zustande abweicht, und nicht fähig ist die natürlichen und Lebensverrichtungen auszuüben. Diese Unfähigkeit beruht nun entweder auf innerliche oder äußerliche Verletzungen, in welcher Hinsicht die Krankheiten auch in innerliche und äußerliche eingetheilt werden.

I. Innerliche sind diejenigen, welche die innern Theile des Thieres, als Lunge, Leber, Magen, Gehirn, und überhaupt die Eingeweide befallen, und äußerlich also nicht in Augenschein genommen werden können, daher sie auch für die Behandlung am schwersten sind.

II. Äußerliche, die, welche an den äußern Theilen sich befinden, und in Augenschein genommen werden können; als Brüche, Verrenkungen, Beulen, offene Schäden, u. s. w.

Beide, sowohl die innerlichen als die äußerlichen sind wieder

a) Angeborene, oder auch erbliche genannt; sind diejenigen Fehler und Mängel, welche die Pferde schon von ihren Eltern mitgebracht haben. Diese sind wieder

1) Fehler ursprünglicher Bildung, welche man bald nach der Geburt bemerken kann, z. B. Blindheit; oder

2) Fehler

- 2) Fehler die nicht gleich sichtbar sind, wozu aber die Anlage schon vorhanden ist, weil die Mutter oder der Vater damit behaftet gewesen. Als z. B. Koller. Beide Gattungen der erblichen Fehler sind äußerst selten zu heilen, und ist es ein solcher, der wenig oder gar keinen Nutzen von dem Pferde hoffen läßt, so thut man am besten, ein solches bald nach der Geburt zu tödten, um sich die Mühe und die Kosten des Auferziehens zu ersparen, weil, wie gesagt, nur höchst selten ein erblicher Fehler geheilt werden kann.
- b) Nicht angeborene, welche durch äußere Umstände veranlaßt werden. Als z. B. durch schlechte Fütterung, schlechte Behandlung, durch übermäßige Anstrengung, Erkältung u. s. w.
- c) Ansteckende. Sind diejenigen, wo der Krankheitsstoff von einem Körper in den andern übergeht, wo also ein krankes Pferd seine Krankheit dem andern, mit allen Wirkungen mittheilt, wenn es auch nur kurze Zeit mit demselben zusammen gewesen ist, selbst ohne körperliche Berührung. z. B. Der Wurm, die Räude, der Riß, von welchem sogar ein gesundes Pferd angesteckt wird, wenn ein damit behaftetes kurz vorher im Stalle gewesen ist, und aus derselben Krippe gefressen hat.
- d) Nicht-

d) Nichtansteckende. Die sich durch das Beisammenseyn von kranken und gesunden Pferden nicht fortpflanzen, und übergehen.

e) Bössartige. Welche längere Zeit hindurch währen, und heftiger und gefährlicher sind, als man wohl im Anfange von ihnen hätte glauben sollen, oder welche auch leichter als andre anstecken, und eine plötzliche Störung der thierischen Funktionen bewirken.

f) Gefährliche. Die in kurzer Zeit schnell um sich greifen, und wenn nicht augenblickliche Hülfe geleistet wird, den Tod bewirken, oder im Gegentheile bald wieder gehoben sind. Hierher gehören auch noch die, wo die gewöhnlichen stattfindenden Arzneimittel nicht anschlagen.

g) Langwierig nennt man diese Krankheit, deren Dauer sich auf Monate und Jahre erstreckt. z. B. Wassersucht, Abzehrung.

h) Gutartige Krankheiten sind endlich diejenigen, welche nicht plötzlich destruiren, so wie sie auch eben nicht sehr schmerzlich sind.

Jede Krankheit hat ihre wirkende Ursache, noch kommt es sehr darauf an, daß eine Krankheitsursache einen empfänglichen Körper finde, welches vorzüglich bei ansteckenden Krankheiten der Fall ist, denn hier sehen wir oft einzelne Thiere gesund und munter bleiben.

ben, wenn alle andre um sie herum von der Seuche ergriffen sind. Die mannichfaltigen Ursachen hier aufzuzählen, welche Krankheit bewirken, ist theils unmöglich, weil wir sie noch lange nicht genug kennen, theils erlaubt es auch hier der Raum nicht. Die vorzüglichsten sind

- 1) Schnelle und plötzliche Witteränderung, anhaltende Dürre oder Nässe.
- 2) Zu angestrengte Arbeit, mit zu weniger Ruhe und guter Fütterung verbunden.
- 3) Unreinlichkeit, sowohl in den Ställen, als in Ansehung des Futters und des Saufens, z. B. faules, schlammiges Wasser mit Froschlaich.
- 4) Ungesunde Luft in engen, niedrigen, ganz verstopften Ställen, denen es auch an Luft fehlt.
- 5) Fehlerhafte und kranke Ektren.
- 6) Zu vieles Belegen bei den Hengsten, vorzüglich in der frühen Jugend oder spät im Alter.

Und so noch mannichfaltige andre, bald mehr bald weniger gefährlich wirkende Ursachen.

Sobald der Krankheitsstoff, wie man die im thierischen Körper sich befindende fremdartige Masse nennt, welche den Körper in seinen gewöhnlichen natürlichen Funktionen hindert, zu wirken anfängt, so äußert sich diese wirklich durch mancherlei äußerlich erscheinende Zufälle

fälle und Zeichen. Hier entsteht nun zu allererst die Frage: was ist die wirkende Ursache? Das beste Mittel herauszubringen, wo es dem Thiere eigentlich fehle, besteht nun in einer genauen Aufmerksamkeit auf das Betragen und das Aussehn desselben. Der Mist, der Urin, der Schweiß, die Farbe der Haare, mehr oder weniger Fressen, die Haltung der Ohren, die Farbe der Augen zeigen uns in vielen Fällen, welche Krankheit das Thier befallen habe. Weiß man nun einmal wovon das Thier krank sey, so muß man zu allererst die krankmachende Ursache zu entfernen suchen, damit die Natur das übrige thun könne. Man gehe aber ja vorsichtig zu Werke, und nehme besonders Rücksicht auf die Witterung, auf die Stärke und Schwäche des Thieres, auf sein gewöhnliches Futter, und vorzüglich auf das Alter desselben. Denn alles dieses kann einen großen Einfluß auf die ganze Krankheit des Thieres haben. Besonders aber lasse man, wenn man bemerkt, daß das Pferd krank sey, die Kur desselben nicht lange ansehn, sondern eile gleich zu Hülfe. Bemerkt man an einem Thiere auch nur die kleinsten Spuren einer solchen Krankheit, welche mehr oder weniger leicht ansteckt, so entferne man es gleich von den übrigen, und verstatte durchaus keine Gemeinschaft mit Gesunden, wenn auch die Absonderung wegen Mangel an Raum noch so schwierig seyn sollte, weil man durch die Vernachlässigung dieser ersten Pflicht, nicht nur seinem übrigen Viehe, sondern auch dem seiner Nachbarn un-
gemein schädlich werden kann.

Fast jede Krankheit ist auf eine gewisse Dauer eingeschränkt, während welcher die Natur sich auf alle Art des Krankheitsstoffes zu entledigen sucht, entweder durch den Urin oder durch den After, durch Ausschläge, Beulen, und durch den Schweiß. Man muß nun genau darauf merken, auf welchem von diesen Wegen die Natur sich zu helfen sucht, und mit den besten Mitteln ihr wo möglich zu Hülfe kommen, aber ja mit aller Vorsicht, denn durch unzeitige, oder unrichtige Anwendung von sonst guten Mitteln, kann man die Natur mehr in ihren Bemühungen stören als ihr nützlich seyn.

1. Die Drüse oder Druse.

Drüse nennt man diese Krankheit, die sich größtentheils nur bei Pferden, Mauleseln und Eseln ereignet, und darin bestehet: daß in den Kesten des hintern Rinnbades, meistentheils Beulen entstehen, entweder in den Drüsen selbst, oder nahe dabei, und wobei anfänglich eine wäßrige nachher aber eine zähe weiße oder gelbliche Materie aus der Nase fließt. Gewöhnlich vergleicht man diese Krankheit mit dem Schnupfen des Menschen. Sie erhält in verschiedenen Gegenden auch verschiedene Benennung, und heißt bald Drüse bald Bräune, Kropf, Strengel, und wird eben so verschieden in die gutartige, bössartige, falsche, verschlagene, oder herumschweifende und verdächtige, auch wohl in die angewachsene und nichtangewachsene eingetheilt.

Die Zeichen, woran man die Drüse erkennen kann, sind folgende. Das Thier wird gemeinlich traurig, frisst wenig und hustet. Die Haut der Nasenlöcher wird röthler, und die Zunge unreiner. Das Pferd legt sich selten oder gar nicht nieder, wenn es läuft kommt ihm das Wasser oft wieder zu den Nasenlöchern heraus. Ist sie schon wirklich da, so erkennt man sie an dem Ausflusse der Nase, welches man das Abwerfen der Drüse nennt. Diese Feuchtigkeit ist von verschiedener Farbe, und mehr oder weniger dick, jenachdem die Entzündung stärker oder schwächer ist.

Alle Pferde sind dieser Krankheit unterworfen, vorzüglich aber die jungen, die sie noch nie gehabt haben, und man darf ein Pferd ja nicht deswegen theurer bezahlen, wenn es die Drüse schon abgeworfen hat, wie es oft aus der irrigen Meynung geschieht, daß ein Pferd, welches selbige einmal abgeworfen, sie nie mehr wieder bekomme; Denn wenn sich ungünstige Umstände, als schlechte Fütterung, beschwerliche Reisen im Herbst und Winter, Erhitzung oder Erkältung vereinigen, so können die Pferde sie das zweitemal stärker als das erstemal bekommen.

Frühjahr und Herbst sind die Jahreszeiten, wo die Pferde am meisten von dieser Krankheit befallen werden, vorzüglich sind die halb jährigen ihr ausgesetzt.

Die gutartige Drüse fängt mit einem gelinden Fieber an, wobei eben das Thier keine großen Beschwerden

zeigt. Die Ausleerung des Schleims, der anfänglich dünn, am 4ten Tage aber dicker und zäher ist, geschieht leicht durch die Nasenlöcher, oder auch durch eine Eiterbeule unter den Karaschen. Gewöhnlich wirft es den Schleim binnen 9 Tagen aus, wo denn das Pferd wieder gesund ist. Man sorge bei dieser gutartigen Drüse besonders dafür, daß sich das Thier nicht erhitze, man lüfte einen zu warmen Stall, und halte ihn sehr rein. Dem Pferde breche man sogleich alles harte Futter ab, und gebe ihm Gerstenkleien, Schwarzmehl, auch unter das Saufen mische man solches. Man lege allenfalls auch einen Breiumschlag über, damit die Drüsen erweichen und der Ausfluß befördert werde, auch läßt man Kleien in Wasser aufkochen, thut selbige in einen Sack und hängt ihn dem Pferde um, damit es den Dunst davon einziehe. Das Maul wäscht man den Tag etlichemal mit Kleien, und giebt dem Pferde etwas Honig.

Wenn die Entzündung aber anhält und heftiger wird, so daß sich Knoten bilden, so zeigt dies an, daß die Geschwulst in Eiterung übergeht, die man mit Butter, Fett u. s. w. befördern kann. Zeigt sich ein weißer Punkt auf der Geschwulst, so ist dies ein Merkmal daß sie reif sey, man mache dann an dem untern Ende der Geschwulst einen breiten, aber nicht tiefen Einschnitt, damit die Materie herauslaufe. Man drückt alsdann die Wunde stark zusammen, damit der sogenannte Eiterstock herausgehe. Dann verbinde man die Wunde.

Den andern Tag legt man einige mit Terpentin und Eierdotter bestrichene Werkbauschen in die Wunde, damit sie nicht eher zuheile als bis aller Eiter heraus ist. Ist der Körper bei der gutartigen Drüse verstopft, so giebt man dem kranken Pferde einen Mehltrank mit Honig, eine Latwerge aus Salpeter und Honig, und Klisire.

Sind Weibefüllen mit der gutartigen Drüse befallen, so lasse man sie bei guter Witterung immer auf die Weide gehn, weil die junge ungeschwächte Natur, gewöhnlich ganz allein ohne alle andre Einwirkung von der Krankheit befreit. Sind sie aber an Stallfütterung gewöhnt, so gebe man ihnen Heu und Kleie, mit Graswurz oder Gerstenabkochung angefeuchtet, und zum Getränk laues Wasser mit Salpeter und Honig. Besonders Sorge man dafür, daß frische Luft in den Stall komme. Um den zu dicken Schleim flüssiger zu machen, kann man auch Gerstenwasser mit Honig in die Nase spritzen. Auch giebt man wohl bei der gutartigen Drüse weiter keine Arzneimittel als folgendes. Man mischt ein halbes Pfund zerstoßene Wachholderbeeren, eben so viel Enzianwurzel und acht Loth Galgant mit einer hingelänglichen Menge Honig zu Latwerge, und giebt des Abends und des Morgens dem Pferde so viel davon ein, als etwa eine große Wallnuß beträgt. Um die Drüse zum Fluß zu bringen, macht man auch noch Dampfbäder, wobei man dem Pferde den Kopf mit Luchern verhängt.

Wässartige

Bösartige Drüse.

Diese äußert sich allemal durch ein heftiges anhaltendes Fieber, der Athem ist dabei schwerer, und die Entzündung weit heftiger. Der Husten ist stärker, und das Thier weit trauriger und niedergeschlagener; sie fressen fast gar nicht, und eben so mögen sie nicht saufen, ob sie gleich häufig Durst äußern, die Augenballen stehen weit hervor und sind roth; die Zunge ist heiß und trocken. Merkt man die Spuren von dieser Art Drüse, so gehört schon weit mehr Sorgfalt und chirurgische Behandlung zur Heilung, und es ist allemal nöthig einen Arzt zu Hülfe zu rufen; weswegen ich auch hierüber weiter nichts sage. Denn ich kann, wie ich schon oben erinnerte, hier bloß die Krankheiten abhandeln, die sich allenfalls ohne Huziehung eines Arztes heilen lassen, und will bei allen bloß die Anzeigen, woran man sie erkennt, angeben, damit man sich bei Zeiten, ehe sie noch weiter um sich greifen, nach einem Sachverständigen umthut.

Die sogenannte falsche Drüse ist eigentlich weiter nichts als die böse Drüse, wo die Materie sich entweder auf irgend einen äußern Theil des Körpers setzt, oder in das Eingeweide. Sie entsteht wie die bösartige.

Bei der verschlagenen oder herumirrenden Drüse wird ein Theil der Materie ausgeworfen, ein Theil zieht

zieht aber noch im Körper herum; man muß daher so viel wie möglich die Materie auf einen äußern Theil zu ziehen suchen. Sie kündiget sich ebenfalls durch Traurigkeit des Pferdes an, es verweigert Fressen und Saufen. Im Halse erzeugen sich Beulen, brechen auf, und das Thier scheint gesund. Aber auf einmal kehren alle Zufälle wieder zurück.

Die sogenannte verdächtige Drüse, ist am schwersten zu erkennen. Das Thier scheint gesund, während daß ihm die Drüsen auf einer oder beiden Seiten anschwellen und sich nach und nach verhärten. Gemeinlich bekommen die mit dieser Krankheit befallenen Thiere den Rog. Auch die beste Kur läßt immer einen ungewissen Ausgang erwarten.

Der Rog.

Ist diejenige Krankheit der Pferde, wo ihnen gewöhnlich aus einem Nasenloche immerfort eine dicke Materie fließt, nebst nahe aneinander liegenden kleinen harten Knoten in dem Kehlgange.

Jeder Verkauf eines rothigen Pferdes ist ungültig, man muß sich aber deswegen doch sehr vorsehn, ein solches Pferd zu kaufen, weil, besonders auf Messen, der Verkäufer nachher nicht mehr ausfindig zu machen ist; vorzüglich aber deswegen, weil der Rog ansteckend ist, und ein einziges solches Pferd einen ganzen Stall

zu Grunde richten kann, denn bis hierher hat man noch kein Mittel gegen diese hartnäckige tohende Krankheit entdeckt. Nicht allein die unmittelbare Berührung des Kokes steckt an, sondern auch Bäume, die das Pferd getragen, und Krippen, woraus es gefressen.

In den frühern Jahren wird selten ein Pferd von selbst mit dem Koke befallen werden, so wie auch Walsachen diesem Uebel mehr unterworfen sind, als Stuten und Hengste, jedoch können ihn letztere wegen zu häufigem Belegen ebenfalls bekommen. Schlechte gemeine Pferde sind ihm mehr ausgesetzt als Pferde edler Art.

Der Anfang des Kokes äußert sich wie bei der Drüse durch ein gelindes Fieber, das aber nicht anhaltend ist, und durch den Ausfluß einer wäsrigen Materie aus einem oder beiden Nasenlöchern. Die bei gesunden Pferden lebhaftrothe Nasenhaut wird blässer oder hochroth und entzündet. Bei dieser letztern Art von Röthe der innern Nasenhaut, kann ein Pferd lange Zeit, selbst Jahrelang gesund und munter scheinen, und zu aller Art von Diensten gebraucht werden. Die Drüsen des Kehlganges sind dabei hart und eben nicht beträchtlich angeschwollen. Wo sich solche verhärtete Drüsen finden, kann man nie recht trauen, selbst wenn das Pferd nicht den geringsten Ausfluß hat.

Wenn man auf der innern Nasenhaut Blätterchen bemerkt, welche endlich zu Geschwüren werden, so ist dies

dies für ein Zeichen zu halten, daß die Krankheit schon sehr um sich gegriffen habe, weil man zu Anfange des Rokes selbige nicht bemerkt.

Von der Drüse unterscheidet sich der Rok darin, daß bei letztern größtentheils die Materie nur aus einem Nasenloche fließt, und daß bei der Drüse sich größtentheils heftigere Fieberanfälle und ein stärkerer Husten zeigt. Bei der Drüse werden die kranken Pferde bald mager, beim Roke aber bleiben sie lange Zeit dick und fett, und scheinen überhaupt gesund und munter zu seyn. Aber mit der Länge der Zeit verliert sich doch diese Munterkeit, es wird mager, träge, und frist wenig, die ausfließende Materie wird beissender und schwärzlich, selbst blutig. Außern sich einmal diese Symptome so ist der Tod nicht mehr weit.

Da, wie gesagt, noch kein Heilmittel für diese Krankheit gefunden ist, so kann man auch nichts Besseres thun, als sein gesundes Vieh vor aller Ansteckung zu bewahren, und besonders vorsichtig auf Reisen seyn, wo man genöthigt ist, in Gastställen einzukehren. Ehe man die Pferde in einen fremden Stall bringt, reinige man vor allen Dingen die Krippe und die Kause, mit heißem Salzwasser, und besorge frische Streu. Fremde Riegel, Halstern, Strigel und Decken zu gebrauchen, ist eben so unrathsam, weil durch alle diese Geräthe, die Krankheit mitgetheilt werden kann.

Noch mehr muß man sich auf Noßmärkten versehen, weil die Noßhändler Mittel genug besitzen, diese Krankheit bei den Pferden auf einige Zeit zu verbergen, durch Einsprizung von zusammenziehenden Mitteln.

Wer nicht allein seinen Vortheil berücksichtigt, sondern wem auch das Wohl seiner Mitmenschen am Herzen liegt, tödtet, sobald er unter seinen Pferden ein rothiges bemerkt, dasselbe, da es ihm doch durch seine Arbeit nur noch einen kurzen Vortheil, durch seine gewisse Anstellung aber den größten Nachtheil gewähren kann. Ein solches Pferd zu verkaufen, ist eine große Abscheulichkeit, und wenn es auch möglich ist, den Gesetzen, welche solches verbotnen haben, zu entgehen, beweiset er doch immer einen großen Mangel an Herzensgüte, da er sich durch den größten Schaden Anderer bereichern will. — Wenn erst ein Mittel entdeckt seyn wird, wodurch diese Krankheit geheilt werden, oder wenigstens gegen die Ansteckung derselben etwas erfunden seyn wird, dann kann freilich ein jeder sein krankes Pferd, so lange benutzen, als es möglich ist. — Bevor aber dieses geschehen ist, suche jeder durch Abschaffung seiner Kranken dem allgemein verheerenden Uebel vorzubeugen.

Der Wurm.

Ist eine mit dem Roke der Pferde verwandte Krankheit, und oft demselben beigelegt, auch eben so ansteckend. Er bestehet größtentheils in Knoten, die wie

wie an einer Schnur an irgend einem Theile des Aders pers sich fesseln, besonders gern an Vorderlippen, an die Seiten des Halses und Kopfes, aber auch noch an andre Theile. Die Knoten die sich an Kopf und Lippe bilden und aufbrechen, sind kleiner als die an den übrigen Theilen. Sind die Böcher, welche die aufgebrochene Knoten bilden groß, oder vereinigen sich mehrere zusammen, so ist die Krankheit um desto gefährlicher.

Diese Krankheit ist schwer zu erkennen, weil das Gift schon in dem Körper seyn und wirken kann, ehe man noch von außen her etwas merkt, und man oft die Kränklichkeit der Pferde von etwas ganz andern herleitet. Die Ursachen des Wirms sind öfters zu wenig Arbeit und Bewegung der Pferde, bei starken und nahrhaften Futter, so wie im Gegentheil auch schlechtes Futter, fauliges, schlammiges Wasser und zu viel Wärme. Schlechtgeheilte Drüsen, Beisamenseyn mit rothigen Pferden, vernachlässigte Wartung, und Mangel an Reinlichkeit gehören ebenfalls zu den Ursachen. Da bei der Heilung ebenfalls eine sehr sorgfältige Pflege und verständige Behandlung nöthig ist, muß man selbige dem Arzte überlassen.

Koller

Ist eine von den Krankheiten, die den Verlauf verbinden, das Thier zurückzunehmen. Er besteht

in

in einer kleinern oder größern Verletzung der Sinne, die sich auf mancherlei Art äußert. Das Pferd wird nämlich still und träge, frisst wenig, und scheint wenig oder gar nichts zu empfinden. Es läuft an die sichtbarsten Gegenstände an, verwundet sich, scheint aber von dem allen nichts zu fühlen. Im Stalle steht es mit gesenktem Kopfe und mit übereinander geschränkten Beinen, oft bringt es alle vier Hufe so nahe zusammen, daß man glauben sollte es müßte umfallen. Kommen sie in große Sonnenhitze so toben und wüthen sie, zerreißen und zerschlagen alles; im kühlen Stalle aber bleiben sie ruhig, und sehen still vor sich hin, als wenn sie über etwas nachdächten. Fressen sie auch ja etwas Heu, so geschieht dies äußerst langsam und unterbrochen, sie behalten es lange Zeit im Maule und scheinen es ganz vergessen zu haben. Außer dem Stalle gibt der Koller wenig Achtung auf das was um ihn vorgeht, und bemerkt wenig die Hülfsen seines Führers.

Die Ursachen des Kollers sind: große und lange erbuldete Sonnenhitze, besonders wenn sie lange, ohne sich zu rühren, in der Sonne stehen müssen; bei Stuten und Hengsten, lange unterlassene Begattung, starke Schläge auf den Kopf, Stodungen in den kleinen Wassergefäßen und Abstammung von kollerschen Pferden.

Im Sommer und Frühlinge findet man diese Krankheit weit häufiger als im Herbst und im Winter,

ter, so wie auch edle Pferde, und die aus hohen Gegenden kommen, ihm weniger unterworfen sind, als die aus niedern Gegenden und von eben keiner guten Art. Bei Wallachen findet man ihn häufiger als bei Hengsten und Stuten; eben so, mehr bei dicken und fetten, als bei mageren und schlanken. Junge und alte Pferde sind ihm weit weniger ausgesetzt, als die von mittlern Alter. Der schlesische Landmann sagt gewöhnlich, ein Koller müsse sich schwer zurückstoßen lassen; er müsse kein Ohr bewegen, wenn man ihm mit dem Finger hineinführe, endlich müsse er sich zwicken lassen, ohne Schmerz dabei zu äußern. Aber alle diese Merkmale sind nicht hinlänglich. Eben so falsch theilt man gewöhnlich den Koller: in den stillen oder Trauerkoller, in den tollen, und endlich in den Saamentoller; was aber immer eins und dasselbe ist.

Der geerbte Koller kann nie geheilt werden, und selbst die Heilung des nichtgeerbten ist schwierig, und am besten im Winter vorzunehmen.

Bei dem sogenannten tollen Koller ist es am besten, die Pferde in Schatten zu bringen und sie mit kaltem Wasser zu begießen. Die Stuten läßt man belegen und hält sie auch in einem kühlen lustigem Stalle. Deßtere kalte Umschläge und ein Haarseil an der Stirn oder hinter den Ohren, nebst Klüpfeln und leichtem Futter sind noch die besten Mittel.

Gehirn-

Gehirnentzündung.

Wird oft mit dem Koller verwechselt und ist eine Krankheit, denen die Pferde unter den Wirthschaftsthieren fast am ersten unterworfen sind. Die Ursache dieser so gefährlichen Krankheit sind entweder giftige Pflanzen, oder langes Stehen der Pferde in der Sonne, wo sie sich wenig oder gar nicht rühren können. Vorzüglich sind Kriegspferde diesem Uebel sehr ausgesetzt.

Die Merkmale dieser Krankheit bestehen darin: Die Augen funkeln und sind feurig, das Thier richtet den Kopf immer in die Höhe, die Zunge ist trocken, und findet sich ja Speichel, so ist er zäh und dick, der ganze Körper ist erhitzt. Der Driem und folglich der Puls gehen sehr schnell. Die Ohren sind ganz gespitzt, das Thier scheint gar keine Besinnung zu haben. Es läuft wider alles an, bäumt, schlägt und beißt, und bezeugt keinen Durst. Ist das Thier außer dem Stalle, so geht es durch und sucht kühle und schattige Orte auf. Die Raserei dauert selten über 18 Stunden. Das Thier reißt sich selbst auf und freipirt.

Das einzige Mittel ein solches Thier zu retten, ist: es gleich anfänglich in einen kühlen Stall zu bringen, und wenn man ihm beikommen kann, den Kopf mit Decken zu verhüllen, welche in Essig und Wasser getaucht sind. Kann man ihm aber wegen des Tobens nicht

nicht beikommen, so muß man es wenigstens mit kaltem Wasser zu begießen oder zu besprühen suchen. Ist es möglich, so lasse man ihm zur Ader. Eine eben so gute Wirkung würde es thun, wenn man es mit einem glühenden Eisen an der Stirn brennen, oder ihm ein Haarseil ziehen könnte.

Der Husten.

Ist eine schnelle Zusammenziehung der Lungen, wodurch die Luft, oder alles das Athemholen beschwerende schnell herausgestoßen wird. Man theilt ihn in den trocknen und in den feuchten, jenachdem etwas dabei ausgeworfen wird oder nicht. Er ist entweder eine für sich bestehende Krankheit, oder ist mit einer andern verbunden.

Das Pferd ist gewöhnlich traurig bei einem starken Husten, frist wenig und kommt ab. Vorzüglich häufig findet man ihn im Frühjahr und Herbst.

Hestiger Staub im Sommer, plötzliche Erkältung, Verschlucken von fremdartigen Körpern, wenn sie in die sogenannte unrechte Kehle kommen, Entzündung der Eustachischen, der Kehle und des Rachens, sind die vorzüglichsten Ursachen desselben.

Ist es ein feuchter Husten, welcher größtentheils von einer Anhäufung des Schleimes herrührt, muß man sogleich Dämpfe von warmen Wasser an den Kopf

Kopf des Thieres zu bringen suchen, und ist es sehr vollblütig, ihm eine Halsader öffnen. Man nimmt gewöhnlich einen Futtersack, thut Kleie und Schrot u. s. w. hinein, gießt heißes Wasser darauf, und hält selbigen dem kranken Pferde unter, damit der Dampf in die Nasenlöcher und in den Schlund bringe. Man füttert sie mit Kleie, angefeuchtet mit Honigwasser und giebt ihm Mehltränke. Man mischt auch etwas Honig unter das Getränk und giebt dem Pferde so viel davon zu saufen, als es nur immer will. Der Stall muß dabei warm aber demohnachtet lüftig gehalten werden. Bei dem trocknen Husten giebt man ihnen ebenfalls Kleienfutter, und des Morgens und Abends einen Eßlöffel von einer Latwerge aus einem Pfund Honig, 4 Loth feingepulvertes Spießglanz und Meerrettig. Bei sehr trockner und staubiger Witterung würde es, nach der Versicherung eines unserer ersten Aerzte sehr dienlich, besonders auf Reisen seyn, wenn man seinen Pferden täglich ein solches, oben beschriebenes Dampfbad machte, um aller Entzündung vorzubeugen.

Lungenentzündung.

Zeusert sich durch eine beständige Müdigkeit der Pferde, sie versagen das Futter, husten öfters und bekommen Frost, dem bald Hitze folgt, während dem sie schnell, aber beschwert athmen. Am dritten Tage nach eingetretener Krankheit hören sie auf zu fressen, und saufen wenig oder gar nicht. Sie senken die Ohren schlaff

schlaff herunter, stellen sich mit dem Halse ganz vorwärts, oder senken ihn auch herab und stellen die Füße ganz aneinander, legen sich auch niemals nieder. Sobald man diese Anzeigen merkt, muß man nur bald einen geschickten Arzt herbei rufen, weil ohne dessen Hülf die Krankheit wohl schwerlich geheilt werden möchte. Zu warme Ställe und übertriebenes Fagen sind die hauptsächlichsten Ursachen dieser Krankheit. Der Winter und Herbst ist für sie gefährlicher als Frühling und Sommer. Pferde, welche überaus warm gehalten werden, sind dieser Krankheit mehr als andre unterworfen, und dennoch kann man so vielen die einmal vorgesezte Idee, daß der Stall nicht warm genug seyn könne, nicht aus dem Kopfe bringen; ohnerachtet schon so vieles Unheil dadurch entstanden ist.

Der Dampf- oder die Haarschlechtigkeit.

• Ist diejenige Krankheit, wobei die Thiere bei einer etwas starken Bewegung äußerst beschwert athmen, und die Luft mit einem merklichen Geräusche ausstoßen und einathmen. Die Rippen steigen gewaltsam in die Höhe, und auf zweimal, dabei reißt das Thier die Nasenlöcher weit auf. Zu dickes Blut, Erschlaffung der Lungenbläschen, verhärtete Knoten in der Lunge, Anwachsen derselben, zu vieles Fett, und endlich Erbfehler sind die gewöhnlichen Ursachen dieser Krankheit. Plötzliche Veränderung der Luft, der Gegend und des Futters, tragen auch viel dazu bei, so wie schlechtes, nas-

feß und schlammiges Gras. Der Sommer ist für diese Krankheit die gefährlichste Jahreszeit. Entziehung des harten Futters und bloße Strohütterung, nebst einer mäßigen Bewegung wird vielleicht manchmal helfen, eigentlich aber hat man noch kein Mittel für diese Krankheit. Wenn die Pferde lange grüne Weide genossen, verliert sich der Dampf scheinbar, kehrt aber mit dem trocknen Futter bald wieder. Das beste Getränk ist Wasser mit Salz und Honig. Wird das Pferd nur etwas geschönt, so kann es lange dabei leben. In vielen Ländern, und auch bei uns macht ein solches Pferd den Kauf rückgängig. An vielen Orten herrscht noch die üble Gewohnheit eines öfteren Aderlassens, dieses kann nichts nützen, aber wohl diese Krankheit sehr verschlimmern.

Die Würmer.

Dieser Krankheit sind fast alle Pferde ausgesetzt, vorzüglich aber die jungen, und sie scheinen gewissermaßen zu der Natur der Pferde zu gehören. Es giebt ihrer mehrere Arten, die in verschiedenen Theilen des Körpers ihren Sitz haben. Einige sitzen im Magen, einige in den Gedärmen, im Magen befindet sich z. B. der durchblätterte Pferdebandwurm. In dem Niste sieht man oft den Riesenrundwurm. In der Leber sitzt der Mattwurm. Die Würmer in der Bauchhöhle werden Faden und Nadelwürmer genannt. Ungünstige Witterung, schlechte Pflege und Witterung, zu wenig Bewegung

wegung sind die Ursachen dieser Krankheit, und die Beseitigung dieser Ursachen das beste Mittel gegen dieselbe. Riechruß vier Loth, Molken ein Quart, wohl vermischt, und dem Pferde des Morgens zweimal in einem Zeitraume von drei Stunden eingegeben, wird eine sehr heilsame Wirkung thun. Salz und Kleie wird man mit gutem Erfolge unter das Getränk mischen. Dieses ist das beste Mittel für die gewöhnlichen Wlürmer. Zur Wegschaffung der übrigen Arten, ziehe man lieber einen Arzt zu rathe.

Das Verschlagen, oder die Rehe.

Ist nach dem Berichte eines Sachkundigen, Erhellung der Hufe; wo die Pferde ganz steif scheinen und sich kaum von der Stelle bewegen können. Im Sommer sind sie dieser Krankheit mehr als zu jeder andern Zeit ausgesetzt. Schwere dicke Pferde werden mehr als andere davon befallen. Ungeschicktes Beschlagen derselben ist eine der ersten Ursachen davon, besonders wenn sie sehr auf sandigem und harten Boden gehen müssen. Plötzliche Unterbrechung einer langangehaltenen Bewegung, so wie auch zu viel Ruhe bewirken sie ebenfalls sehr oft. Man theilt diese Krankheit in vier Grade ein.

In dem ersten Grade werden bloß die Hufe erbellt, wo denn die Pferde gewöhnlich lahm gehen.

In dem zweiten Grade wird eine oder die andre Stelle des Hufes erhist, und die Pferde fürchten sich aufzutreten, sie stehen bloß auf den Fersen.

In dem dritten Grade löset sich gar ein Stück von dem Hufe ab, wo er mit Fleisch verwachsen ist.

Im vierten Grade geht die ganze Sohle und der Huf bis an die Krone los.

Bei dem ersten Grade hat man auf weiter nichts zu sehen, als daß die Pferde mit aller Arbeit verschont bleiben. Nächstdem lasse man sie in kaltem Thone stehen, oder auf feuchten Wiesen weiden, oder man führe sie des Tages mehreremale einige Zeit ins Wasser, und trockne sie wieder ab. Man mache einen Einschlag in den Huf von gutem Töpferthon, mit Weinessig genäßt, der immer wieder von neuem angefeuchtet werden muß. Zu der Heilung der übrigen Grade wird schon die Behandlung eines Sachverständigen erfordert, weil mit dem Messer verfahren werden muß.

Bauchflüsse.

Im gemeinen Leben nennt man diese Krankheit auch bösen Peck. Sie bestehet in einem häufigen und dünnem wäßrigen Misten. Man theilt sie in die gut und bössartige, je nachdem sie leichter oder schwerer geheilt werden kann. Die gutartige dient dazu, um manchen Unrath aus dem Körper zu schaffen, und das Thier bleibt auch munter und gesund dabei. Bei der

bösartigen hingegen hat das Thier schon mancherlei Schmerzen auszusprechen, weil Fieber und Hitze damit verbunden ist. Keine Jahreszeit macht eine Ausnahme in dieser Krankheit, man trifft sie in allen an, und jede Jahreszeit hat etwas eigenthümliches, was man als Ursache davon angeben kann.

Die Farbe des Mißes, ist nach Verschiedenheit und nach dem größern oder kleinerem Grade der Krankheit auch sehr verschieden. Bei dem gewöhnlichen Bauchflusse bleibt die Farbe wie in gesunden Tagen, wird aber, je länger das Uebel anhält, immer dünner. Bisweilen gehen auch die genossenen Nahrungsmittel roh und unverdauet wieder ab, so wie auch der Mist oft mit Schleim überzogen erscheint, bisweilen gar blutig ist.

Diese Krankheit entsteht, wenn die Nahrungsmittel entweder gar nicht verdauet worden, oder wenn der in dem Magen und in den Gedärmen aufgelöste Nahrungsschleim, durch Verstopfung der Milchgefäße, von ihnen nicht aufgenommen werden kann; und endlich, wenn der ausgekochte Nahrungsaft, von so vielem, in dem Magen aufgehäuften Schleime umwickelt wird, daß er nicht eingesogen werden kann.

Erschlaffung des Magens, der Gedärme, große Anhäufung von Schleim, und eine zu häufige Absonderung des Magen und Darmdrüsenstoffes, gehören mit zu den hervorbringenden Ursachen.

Aus

Aus der Verschiedenheit des abgehenden Schleimes ist auch die Verschiedenheit und die größere oder mindere Gefährlichkeit der Krankheit zu erkennen, wo man denn entweder den Magen stärken, oder die zu große Feuchtigkeit ihm wegschaffen, und die zu große Absonderung des Drüsensaftes zu hemmen suchen muß.

Man giebt dafür Abkochungen von Alant = Enzian = Grind = Quecken = Kletten = Seifenwurz u. s. f. giebt Wein, fein geschrotene Körner, gutes nahrhaftes Heu, Abküde von Rhabarbar, Kalmus und Melisse.

Bauchflüsse, welche von grünem Futter, verändertem Wasser und Aufenthalt entstehen, bedürfen keiner Arznei, sondern heilen von selbst; sobald die Pferde ihre gewöhnliche Nahrung wieder bekommen, oder sich an die neue Fütterung gewöhnt haben.

Einige dieser Bauchflüsse dienen mehr zur Gesundheit der Thiere, als daß sie ihnen schädlich wären, indem sie eine Menge verborgenen Krankheitsstoffes hinwegschaffen. Die Zeichen dieses gutartigen Bauchflusses sind, wenn die Thiere munter bleiben, und sich weiter keine Hitze und kein Fieber zeigt. Er dauert bisweilen vier, sechs bis 8 Tage, ja selbst mehrere Wochen, und dennoch hat er weiter keinen nachtheiligen Einfluß.

Die Ruhr.

Ist derjenige bössartige Bauchfluß, wo der Mist häufig mit Blut vermischt ist, und wobei den Pferden

den das Wüthen überhaupt äußerst beschwerlich fällt. Gewöhnlich ist die Krankheit von einem heftigen Fieber begleitet. Je stärker der Abgang des Blutes, je heftiger das Fieber ist, und je mehr Schmerzen das Thier beim Wüthen zeigt um desto gefährlicher ist die Krankheit. — So bald sich Anzeigen dieser Krankheit einsinden, entferne man das kranke Thier von den übrigen, weil sie ansteckend ist. Werden blos einzelne Thiere von dieser Ruhr befallen, so kann man annehmen daß entweder Giftpflanzen; oder zu häufige vorher gegebene Laxanzen die Ursache davon sind, befällt sie aber mehrere Thiere einer Gegend auf einmal und zugleich, so suche man die Ursache entweder in der Witterung, schlechtem Futter, oder verdorbenem Wasser.

Die Zeichen der Krankheit sind, wie gesagt, blutiger Abgang, Fieber und Schmerz beim Meisten, außer dem sind die Kranken aber noch traurig, fressen nicht, hängen die Ohren herab, und aus den Augen fließt ihnen eine wässrige Feuchtigkeit. Sie holen schwer Athem und die Flanken sind gespannt.

Reine Luft, Kleientränke mit Salz sind gute Verbesserungsmittel. Gefochte Schwarzwurzel gebraucht man ebenfalls zu Tränken und zum Klystieren. Alle zusammenziehende und hitzige Mittel, die man ehemals und wohl auch jetzt noch so gerne anwendet, sind dem Kranken mehr schädlich als nützlich.

Ist die Ruhr aber hartnäckig und gefährlich, so will ich doch wohl jedem rathen, sich nicht selbst auf die Heilung derselben einzulassen, sondern sich eines Arztes bei derselben zu bedienen.

Verstopfung des Harns.

Ist eine der gefährlichsten Krankheiten, weil die Kranken dabei, wird nicht schleunige Hülfe geleistet, höchstens in 24 Stunden, gemeiniglich aber noch eher fallen. Die Behandlung eines geschickten Arztes ist dabei unbedingt nothwendig.

Die Zeichen der Krankheit sind, eine äußerst große Unruhe der Thiere, sie biegen den Rücken ein und hängen die Ruthe heraus, Kopf und Schweif sind in die Höhe gehoben, wobei sie sich immer zum Harnen anstellen. Nimmt die Krankheit zu, so wächst auch ihre Angst, sie wälzen sich auf der Erde, stehen bald wieder auf, und finden sich endlich noch kein Harnen ein, so werden sie wie rasend. Die Augen stehen ihnen aus dem Kopfe heraus, und am ganzen Leibe zeigt sich ein Schweiß.

Erschlaffung der Blase, besonders wenn sie während der Arbeit das Harnen haben übergehen müssen, und Entzündung derselben, werden als die vorzüglichsten Ursachen dieser Krankheit angesehen; so wie sie auch von heftigen Schlägen, in der Gegend der Nieren,
und

und auf den Rücken entstehen kann. Schleunige Hülfe ist durchaus nothwendig.

Harnfluß.

Wenn ein Pferd weit mehr harnt, als es nach Maaße des genossenen Getränkes sollte, so wird solches die Harnruhr, Harnfluß, Lasterstall genannt. Mög lich unterdrückte Wärme und weite ermattende Märsche, sind die Hauptursachen dieser Krankheit. Die Pferde fallen dabei ab, verlieren die Lust zum Fressen, aber Saufen können sie nicht genug bekommen, und gleich wenn sie gesoffen haben, lassen sie den Harn von sich.

Man muß die Kranken sogleich mit aller Arbeit verschonen, sie in trockne Ställe bringen, und ihnen Tränke von Heusaamen und Stroh zum Futter geben. Dann erwärme man den Körper mit Dämpfen von Heusaamenbrühen und reibe ihnen den ganzen Körper mit Stroh. Erweichende Klystiere sind von gleichem Nutzen. Nebst dem beschriebenen Tränke, gebe man ihnen täglich zwei bis dreimal ein Quentchen Kampfer mit Eierdotter abgerieben.

Wenn die Pferde den Urin nicht in Strahlen, sondern tropfenweise abgehen lassen, ohne die Ruthe aus dem Schlauche zu bringen, so nennt man dies das Unvermögen den Urin zu halten. Gewöhnlich ist eine Lähmung der Blase die Ursach davon.

Man

Man gebe ihnen täglich eine Pille des Morgens und Abends, Peruvianischen Balsam oder Terpentın, und geklopfene Muskatennuß von jedem ein Quentchen, nebst dem zu einer Pille nöthigem Mehle. Mit dieser Arznei muß man lange fortfahren, wenn man ihre heilsame Wirkung sehen will. Nebst dem wasche man noch das Geschróte, mit Wasser und eben so viel Wein essig, beides kalt.

Starrsucht oder Maulsperrre.

Ist eine der gefährlichsten Krankheiten, wobei nach und nach alle Theile des Körpers steif werden, und das Pferd weder fressen, noch sich röhren kann. Gleich schnelle angewandte Hülfe eines Sachkundigen ist nöthig; hat die Krankheit aber über 36 Stunden gedauert, so ist sie, wenigstens für unsre Zeiten noch, unheilbar. Anzeigen dieser Krankheit sind, häufiges Zähneknirschen und Schäumen, nach und nach fällt es ihnen beschwerlich das Maul zu öffnen, endlich vermögen sie es gar nicht mehr.

Kolik.

Ist auch eine von den Krankheiten, wo sich entweder die Natur bald von sich selbst hilft, oder wo die Hülfe eines Arztes gesucht werden muß. Da die Ursachen dieser Krankheit zu verschieden sind, und die Behandlung der Kranken darnach eingerichtet werden muß; diese Ursachen aber aufzufinden, sie wegzuräumen,

men, wird immer einen Mann erfordern, der genauer mit dem Bau und der Beschaffenheit der Pferde bekannt ist.

Die Anzeigen dieser Krankheit sind, eine große Unruhe der Pferde, öfteres Trampeln mit den Füßen, häufiges Niederwälzen und starker Schweiß.

Die Ursachen der Kolik sind schlechtes Futter, schlechte Verdauung, verstopfte Winde, schnelles Trinken nach Erhitzung und noch viele andre.

Faulfieber, auch gelbe Geschwulst.

Ist eine gefährliche Krankheit, der besonders Pferde in nassen, sumpfigen Gegenden sehr ausgesetzt sind. Faules, unreines, oder erfrorenes Gras, unreine, nie gelüftete Ställe, übermäßige Arbeit, zu große Hitze im Sommer, Unreinlichkeit sind die vorzüglichsten Ursachen dieser so gefährlichen Krankheit.

Der Anfang derselben ist ziemlich schwer zu erkennen, weil man eben keine Abweichung in dem Betragen der Pferde wahrnimmt; sie fressen zwar gewöhnlich weniger, aber doch nicht so wenig, daß es sehr auffallend seyn sollte, die Ohren und Nase sind gewöhnlich kalt. Erst wenn die Geschwüre schon eintreten, wird man die Krankheit gewahr und dann ist es gewöhnlich zu spät. Zwar findet sich auch hier bald zu Anfang der Krankheit ein Fieber ein, welches aber so unbedeutend ist, daß man selbiges wenig bemerkt. Die

Beulen,

Beulen, welche sich an den Kranken zeigen, sind wenig oder gar nicht schmerzhaft, man kann hinein schneiden und sie brennen, das Pferd wird dabei nicht unruhig. Die Geschwülste setzen sich an alle Theile des Körpers, an Brust und Hals sind sie am gefährlichsten; wie überhaupt, wenn die Krankheit schon einmal so weit gediehen ist, selten mehr ein Stück davon kommt. Ob man gleich noch nicht ganz gewiß ausgemittelt hat, ob diese Krankheit ansteckend sey oder nicht, so wird man doch wohl thun, ein solches Pferd von den übrigen zu entfernen, um auch dem möglichen Nachtheil vorzubeugen.

So bald man in Erfahrung gebracht, daß in der Nähe mehrere Pferde diese Krankheit bekommen, so sorge man vorzüglich dafür, daß der Stall (was wohl immer der Fall seyn sollte) rein und lustrig gehalten, und die Pferde wohl gepuht und öfters mit kaltem Wasser gewaschen werden. Das Wasser zum Trinken säure man ihnen mit ein wenig Essig. Wenn sich schon deutliche Spuren der Krankheit äußern, und das Pferd dabei verstopft ist, welches häufig geschieht, so giebt man ihm ein Klystir Altheewurzel mit Kamillen nebst zwey Quentchen Kampfer, und wiederholt selbiges alle zwey Stunden. Man gebe ferner dem Pferde des Morgens, Mittags und Abends von folgendem Pulver in Wasser: Ein halbes Quentchen Kampfer, gereinigten Salpeter, präparirte Muscheln von jedem ein Loth, ein halbes Quentchen gereinigtes

tes Epilepsialaß. So bald sich aber Geschwüre zu zeigen anfangen, gehe man zu einem Arzte, weil dann die Kur schon weit gefährlicher ist, und selbst dieser wird selten helfen können.

Zu den Verbauungsmitteln gehöret noch, fleißiges Lüften des Stalles, ferner Ausräuchern desselben mit Essig in dem Wachholderbeeren eingeweicht gewesen. Eben so gut kann man auch in Abwesenheit des Viehes mit der gehörigen Vorsicht täglich einmal gehackte Wachholdersträucher in dem Stalle verbrennen.

Von den äußern Krankheiten.

Alle äußere Krankheiten beschränkt man heut zu Tage auf Geschwülste und Trennungen.

Geschwulst ist jede widernatürliche Erhabenheit auf irgend einem oberflächlichen Theil des Körpers, welche durch den zu häufigen Zufluß der Säfte und durch stärkere Ausdehnung der festen Theile erzeugt wird; so daß diese ausgedehnten und geschwollene Theile ihre natürlichen Verrichtungen nicht mehr vollbringen können. Sie erzeugen sich durch Austretung der Säfte, und durch Eindringen fremder Körper.

Man theilt die Geschwülste in hitzige und kalte. Die ersten werden von Entzündungen und Fieber begleitet,

geleitet, und ihr Entstehen und ihr Ende ist auf kürzere Zeit beschränkt. Die kalten, welche aus einer Erschlaffung der Gefäße herrühren, werden von keiner Entzündung begleitet, Alter, Schwäche, zurückgebliebener Krankheitsstoff sind ebenfalls Ursachen derselben.

Sie werden ferner noch eingetheilt, in Geschwülste der harten und in Geschwülste der weichen Theile, in Absehnungsgeschwülste, in zufällige und in periodische u. s. w.

Jede neue Trennung der weichen Theile des Körpers, verbunden mit einer Trennung der darüber liegenden Haut, wird eine Wunde genannt.

Brüche.

Werden in harte und weiche eingetheilt.

Harte Brüche nennt man diejenige Trennung eines Knochens, wodurch er entweder ganz oder zum Theil von seiner natürlichen Verbindung abgerissen wird. Sie können von innerlichen Ursachen, als z. B. Weinfraß, und durch äußerliche, als z. B. durch Schläge u. s. w. hervorgebracht werden.

Unter weichen Brüchen versteht man eine widernatürliche Heraustragung eines weichen Theils, aus seiner natürlichen Lage, so daß er äußerlich eine Geschwulst bildet, ohne daß die darüber liegende Haut verletzt sey.

Ich werde hier bei den äußern Krankheiten, eben so, wie ich oben bei den innern gethan habe, bloß die Anzeigen derselben und die Verbanungsmittel angeben, weil, wenn sie einmal vorhanden, bei den meisten die Hülfe des Arztes nöthig ist, und nur diejenigen genauer beschreiben, die leicht und wenig gefährlich sich auch ohne Zuziehung desselben heilen lassen. Denn ich schreibe hier, wie schon gesagt, nicht für Aerzte sondern bloß für den Landmann und für die Jugend, liefere selbiger die Naturgeschichte der Thiere und kann dabei weiter nichts thun als sie auf die Krankheiten derselben aufmerksam machen, damit sie dieselben bei Zeiten erkennen, und die Hülfe des Arztes, ehe es zu spät wird, anwenden.

Augenentzündung auch Mondblindheit genannt.

Ist eine Krankheit der die Pferde sehr unterworfen sind, und die, wenn nicht bald gute Mittel angewendet werden, Blindheit zur Folge hat.

Die Anzeigen der Augenentzündung sind: das Pferd bemüht sich die Augen von allen glänzenden und hellen Gegenständen abzuwenden, und sucht beständig das Dunkle. Es zwinkert, wie man zu sagen pflegt, beständig mit den Augen und Thränen rinnen aus denselben. Das Weiße ist entzündet, die Schleimhaut ist angelaufen und schwammig; hält die Entzündung lange an, so verschwillt das ganze Auge.

Kenfer-

Außerliche und innerliche Ursachen können diese Krankheit hervorbringen, als Schläge, Stoßen, Beulen, große Hitze, viel Staub, scharfe schneidende Winde, übertriebene Anstrengung der Kräfte, besonders bei Zugpferden. Eben so nachtheilig wirken sünre, heiße Ställe die selten gereinigt und wo die dicke Luft nie ausgelassen wird. Innerlich wirken: körperliche Anlage, Unreinigkeiten im Körper, Würmer, zurückgebliebene Drüsenmaterie.

So bald man die oben erwähnten Anzeigen bemerkt, muß man die Thiere gleich in dunkle, aber reine und lüftige Ställe, oder im Freien in Schatten bringen.

Ist die Entzündung noch nicht heftig, so muß man die Augen täglich vier bis fünfmal in kaltem Wasser baden, ist sie aber schon heftiger, alle Stunden. Man thut dies am besten mit einem Schwamm voll kaltem Wasser, wobei man vorzüglich darauf sehen muß, daß das Wasser nicht über die Augenlieder herab laufe, sondern in das Innere dringe. Wendet man dieses einfache Mittel gleich anfangs an, so wird es meistens helfen. Dauert die Entzündung aber dennoch fort, so wende man sich an einen Arzt, weil bei der fernern Behandlung von einem Unkundigen zu leicht etwas versehen werden kann, und sodann die Blindheit erfolgt,

Die sogenannte Mondblindheit ist eine Entzündung, welche gewöhnlich alle vier oder fünf Wochen wiederkommt, und gewöhnlich nur ein oder das andre Auge befällt. In der Länge ist Blindheit die gewöhnliche Folge. Pferde, mit sogenannten Schweinseugen, sind diesem Uebel am meisten unterworfen.

Mauke.

Die Mauke ist eine Hautkrankheit an den Füßen der Pferde. Der Ort wo sie sich zeigt, ist beständig feucht von einem weißlichen Wasser, die Haare stehen wie Borsten in die Höhe und fallen, nimmt die Krankheit zu, gar aus. Der Schenkel läuft bald mehr, bald weniger an. Die Entzündung sitzt nicht im Fleische, sondern in der Haut, und die entzündete Stelle ist sehr schmerzhaft. Je nachdem die Entzündung stärker oder schwächer ist, bricht auch die Geschwulst früher oder später auf, aus der dann kein guter Eiter, sondern eine schmutzige Sauche läuft. Nicht allemal hinken die Pferde. Pferde in den Mitteljahren sind mehr dazu geneigt als junge und alte, Wallachen mehr als Stuten und Hengste.

Die Ursachen der Mauke sind: unterdrückte Ausdünstung, Unreinigkeit an den Fesseln, welche besonders durch Roth, und vorzüglich beim Thaumetter sich an diese Theile fest und in die Haut einfrisst. Auch häufiges Schlagen nach den Strängen hat sie schon bewirkt;

wirkt; eben so, tiefes Abschneiden oder wohl gar Ausreissen der Haare an diesen Theilen.

Im Winter trifft man diese Krankheit häufiger als in den übrigen Jahreszeiten an. Wird die Wunde von keinem guten verständigen Arzt besorgt, und begnügt man sich mit seinen Hausmitteln, oder bedient sich der Hülfe der gewöhnlichen unerfahrenen und dummen Schmiede, so wird sie gewiß unheilbar. So bald man also nur die geringste Spur dieses Uebels bemerkt, überlasse man einem Arzte die Kur.

Verblutung.

Eine der ersten Ursachen, wesswegen Thiere so oft bei erhaltenen, oft an sich selbst nicht gefährlichen Wunden sterben, ist das Verbluten. Manchmal hilft sich die Natur, aber öfterer muß die Kunst selbige in ihren Wirkungen unterstützen.

Bei Wunden muß man einen Unterschied machen, ob Pulsadern oder Venen durchschnitten oder zerrissen sind. Sind erstere verletzt, so spritzt das Blut bogenförmig heraus, bei letztern aber quillt es bloß anhaltend hervor.

Kleine Blutungen stillt gewöhnlich die Natur von selbst. Durch den Reiz der Wunde und durch die äusser einwirkende Luft werden die Gefässe zusammen gezogen, das Blut rinnt immer weniger, und zuletzt zeigt sich gewöhnlich statt desselben nur eine aus der Wunde hervor-

Hervordringende wäßrige Flüssigkeit. Ein großer Fehler so vieler Menschen ist es, daß sie das geronnene Blut wegnehmen und die Natur dadurch zwingen noch mehr zu vergießen. Dieses geronnene Blut ist ein heilender Balsam.

Bei größeren Wunden, wo die Natur die Blutung nicht allein zu stillen vermag, muß nun schon die Kunst ihr zu Hülfe eilen.

Man wendet hier Bruschsen aus gereinigten und feinem Hanf an, Feuerschwamm, geschabtes Leder, Seigenharz, blauen Vitriol, Alaun, Salmiakspiritus, Wundhaken, Adernadeln und glühendes Eisen.

Aber alle diese Mittel erfordern zu dieser Anwendung Kunstgriffe und Geschicklichkeit, weil das mehr oder weniger oft großen Schaden anrichten kann, besonders ist dies der Fall bei den ägenden Mitteln, als dem Vitriol und dem Salmiak. Mit Adernadeln Wundhaken, die bei großen Verletzungen oft die einzigen Mittel sind, wird selten, und wohl nie, ein Unkundiger in der Chirurgie so geschickt umzugehen wissen, daß sie die gewünschte Wirkung hervorbringen. Eben dieses ist der Fall mit dem Brenneisen. Hier suche man bald die schleunige Hülfe seines Arztes.

Wassergeschwulst.

Nennt man diese Krankheit wo sich wäßrige Feuchtigkeit in die Fächer der Zellgewebe ergießen. Man findet

findet sie fast an allen Theilen des Körpers, und derjenige Theil wo sie sich findet, wird geschwollen und gespannt. Fühlt man diese Erhabenheiten an, so sind sie kalt; ohne Entzündung sind sie wenig schmerzhaft. Der Puls ist schwach, und die Farbe der Augen matt.

Manche dieser Geschwülste zertheilen sich ganz, manche nicht. Manchmal dehnen sich die Geschwülste so aus, daß sie Risse bekommen und die Feuchtigkeit ausfließt.

Die Ursachen der Wassergeschwülste sind: alter zurückgebliebener Krankheitsstoff. — Zu vieles Aderlassen, zu häufiges Belegen der Hengste, viele Rässe, zu wenig Bewegung, schlechtes Futter und nachlässige Pflege gehören ebenfalls hierher.

Wallachen sind mehr dazu geneigt wie die Hengste und Stuten, so wie Pferde von schlechter mehr als die von edler Abkunft.

Sieht man daß die Natur selbst wirkt durch den Harn oder den After, so muß man sie nicht durch vorzeitiges Mediciniren in diesen ihren Wirkungen stören.

Steinsalz, so viel die Pferde nur immer wollen, Salpeter von 2 — 4 Loth täglich nach und nach gegeben, schwarze Kettige, saure Äpfel sind Beförderungsmittel, wenn die Natur zu wenig wirkt. Frische Luft und mäßige Bewegung sind unbedingt nothwendig. Entzündet sich die Geschwulst mit einem Bauchstosse, so muß man sich aller Purgirmittel enthalten.

Zeigt sich ein zu heftiger Bauchfluß, oder bemerkt man überhaupt daß die Krankheit sich verschlimmert, so rufe man den Arzt, weil die fernere Behandlung zu viel Vorsicht und Kenntnisse bedarf.

Stollbeulen.

Die Stollbeule ist eine Geschwulst die sich an dem Ellbogen der Pferde oft einsindet. Gestalt und Grösse sind sehr verschieden, so wie sie auch bald weicher, bald härter sind.

Man nimmt fast allgemein an, daß dieses Uebel von zu großen Stollen und weit hervortragenden Hufeisen herrühre. Allein dies ist nicht die einzige Ursache dieser Krankheit. Manche Pferde scheinen gleichsam von der Natur eine Anlage dazu zu haben; wozu vorzüglich die Holsteinsche, Mecklenburgische und Dänische Race gehöret.

Große schwere Pferde, so wie die der schweren Reiterei sind dem Uebel mehr ausgesetzt, als kleine, leichte und Zugpferde. Einer unser achtungswerthen Aerzte sucht die Ursache hiervon auch in der, an manchen Orten noch herrschenden, üblen Gewohnheit der zu engen Ställe der Pferde, wo sie sich nicht bequem legen und hinlänglich ausstrecken können; weil sie oft in der unquemen Lage von den hervorstehenden Hufeisen gedrückt und gequetscht werden. Von diesem Drucke wird die Haut erst wie eine Sohle hart, worauf denn die Entzündung folget.

Sind

Sind die Stollbeulen erst entstanden, oder sind sie noch im Entstehen, so reibe man sie täglich mehrermale mit kaltem Wasser und ordinärer Seife eine Viertelstunde ab.

Viele haben auch ägende Mittel empfohlen, denen unwissende Schmiede vorzüglich ergeben sind; aber diese werden nur höchst selten anzuwenden seyn.

Ist die Stollbeule aber einmal entzündet, dann überlasse man einem Sachverständigen die Kur.

Sattelbruck.

Ist eines der so gewöhnlichen und doch so nachtheiligen Uebel, wodurch schon so manches gute Pferd unbrauchbar geworden ist.

Schlecht gebaute, wenig unterlegte Sattel, lockeres und nachlässiges Satteln, schlechte Reiter und zu anhaltendes Aufsitzen, sind die gewöhnlichen Ursachen dieser Krankheit. Man legt oft einen und denselben Sattel auf die verschiedensten Pferde, ohne alle Untersuchung, ob er paßt oder nicht; er mag zu enge oder zu weit seyn, gleichviel, er wird aufgelegt. Man sollte da ja in diesem Stücke behutsamer seyn, da schon die besten Thiere dadurch gänzlich unbrauchbar geworden sind; vorzüglich da es viele Pferde giebt, welche wegen ihrem Bau des Widerstandes besonders leicht verletzt werden können. Selbst wenn man seinen Nachtheil nicht berücksichtigen wollte, so sollte uns doch schon das Mit-leiden bewegen, sorgfältiger in Auflegung des Geschirres

res und des Sattels seyn. denn man bedenke nur, welche unerträgliche Schmerzen ein Thier auf einem Theile haben muß, der aufgerieben, bei jeder Bewegung, bei jedem Schritte, von neuen gedrückt und verletzt wird. Wie sehr schmerzt uns nicht oft ein kleines aufgeriebenes unbedeutendes Fleckchen, welches wir noch obendrein schonen können, um wie viel größer muß dieser Schmerz nicht bei einer beträchtlichen Wunde seyn, die noch dazu in einem fort gerieben wird.

Das arme geplogte Thier, welches sein ganzes Leben, unfarm manchmal so beschwerlichem Dienste opfert, sollte es denn nicht mit Recht Anspruch auf unsere sorgfältigere Pflege und unser Mitleid machen dürfen? daß ihm, ohne seine vorherigen großen Strapazen, nicht noch dazu unnöthige schmerzhaftes Leiden zugefügt würden, die durch eine kleine Aufmerksamkeit von unsrer Seite ihm erspart werden könnten. Ist es nicht noch weit ungerechter einem armen Thiere Leiden zu machen, welches kein Mittel hat selbige zu lindern, ja selbst nicht einmal Mittel uns anzuzeigen, wie groß selbige sind, als selbst einem vernünftigen Menschen, der Wege genug hat, sich dagegen zu vertheidigen und sie zu lindern. O wahrlich, auch die Sünden gegen die Thiere, die so häufig wie die gegen die Menschen sind, werden alle in das Buch unsers Lebens aufgezeichnet, denn Gott erbarmt sich aller seiner Geschöpfe als ein liebevoller Vater, keines wurde von ihm vergessen, und keines schuf er zu leiden. Auch sie
haben

haben Anspruch auf seine Gerechtigkeit, wie uns selbst die Bibel sagt:

Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Röm. 8. v. 19 — 23.

Man verzeihe mir, wenn ich hier ein wenig aus-
geschweift, und von meinem Zwecke abgekommen zu
sehn, scheine. Die vielen Leiden der Thiere, und die
öftern Mißhandlungen derselben, die oft ins Unmensch-
liche ausarten, bewogen mich, da ich gerade von einer
derselben sprach, hier ein Wort zu seiner Zeit zu spre-
chen. Die Schmerzen des Satteldrucks sind nicht die
einzigen, welche ich mynne dem Thiere zu ersparen, son-
dern alle andere, von jeder Art und Gattung. Doch
ich komme wieder zurück, ohnerachtet noch viel darüber
zu sprechen wäre.

Man kann den Satteldruck in drei Grade einthei-
len, deren einer gefährlicher ist als der andre.

Im ersten Grade besteht die Verletzung blos in der
Haut.

Im zweiten werden die Muskeln schon verletzt, und
im dritten Grade sogar die Rückenknorpel.

Im ersten Grade bemerkt man eine kleinere oder
größere Geschwulst auf dem Widerriste, dem Rücken,
an den Schultern und an den Seitentheilen, wo zu-
weilen die Haut blos der Haare beraubt, zuweilen auf-
gerissen und blutig ist.

Thut

Thut man nur bald anfänglich dazu, so hilft gewöhnlich kaltes Wasser mit etwas Essig oder Salmial öfters umgeschlagen. Dabei muß aber das Thier Ruhe haben, und entweder gar nicht gefüttert werden, bis die Wunde oder die Geschwulst heile ist; oder der Sattel muß an diesem Theile ausgeschnitten werden, damit er die kranke Stelle gar nicht berühre. Nichts ist dabei schädlicher als das ungeschickte Benehmen der meisten Schmiede, welche gewöhnlich ägende Mittel auslegen, oder auch gleich mit dem Messer manövriren.

Citert die Wunde aber schon, oder ist die Quetschung bis auf die Knochen gegangen, so überlasse man die fernere Kur einem Sachverständigen, ehe noch der Brand eintritt.

Das beste und leichteste Verwahrungsmittel gegen diese Krankheit ist Aufmerksamkeit auf die kleinste Verwundung und Sorge für gute, weiche und passende Sättel.

Raube, Krätze, Grinde.

Diese Krankheit, der Hausthiere mehr als wilde ausgesetzt sind, besteht in einem mehligem, trockenem Grinde, welcher die Haare ablöst und die Haut verdirbt.

Diese im Winter häufigere als in den andern Jahreszeiten, sich einfindende Krankheit, gehört unter die ansteckenden und man muß ein solches damit behaftetes

tetes Thier sorgfältig von allen andern entfernen, weil es nicht nur seine eigne Gattung, sondern selbst vorzüglich viele andre ansteckt, ja selbst die Menschen sind ihr angesetzt, und ein Mensch, welcher dergleichen Thiere zu behandeln hat, muß, ohne sich vorher gereinigt zu haben, keine andre gesunde berühren.

Bei den Pferden sind die Mähnen, der Schweif, der ganze Kopf, die Kniekehlen vorzüglich dieser Krankheit ausgesetzt, oft verbreitet sich das Uebel sogar über den ganzen Körper. An dem Orte, wo sich das Uebel zeigt, werden die Haare ganz locker und fallen aus, und lassen dann an der Stelle einen schmutzigen, gleichsam mehligten Fleck, unter dem eine Menge kleiner Blattern liegen. Diese trocknen Theile reiben sich die Pferde wegen eines beständigen Juckens gern an den Rippen oder jedem andern harten Körper so lange, bis das Blut nachkommt. Die Raube wird dann gewöhnlich schlimmer; indem die Krankheit nicht nur an dem verletzten Theile bleibt, sondern auch die naheliegenden ergreift, und sich am Ende über den ganzen Körper verbreitet. Sie werden täglich matter, dürrer, und am Ende gehen sie drauf.

Die Ursachen der Raube, sind wie bei vielen Krankheiten, Unreinigkeit. Wenig gelüftete Ställe, die selten gereinigt werden, und wo der Mist in beständiger Gährung ist. Hierzu kommt noch wenig oder nachlässiges Striegeln und Putzen, wo denn Staub
und

und Roth jeder Art auf der Haut sitzen bleibt und die Ausdünstung verhindert.

Man scheere die Haare an und um die kranke Stelle tief ab, löse durch starkes Reiben die dafelbst befindlichen Schuppen los, und wasche dann die Stelle des Tages zweimal mit Seife. Ist ist man 8 Tage und noch länger genöthiget mit dieser Arbeit fortzufahren ehe sich der Unrath löslöst.

Man schmirt dann, wenn die Stelle rein ist, selbige alle 24 oder 48 Stunden nach dem Waschen mit folgender Salbe ein.

1 Loth fein gepulverten Sabadillensaamen,

6 Loth gut gesalzene Butter, beides gut untereinander gerieben.

Nieswurzel, Enzianwurzel, Wermuthkraut, Kampher u. s. w. sind ebenfalls heilsame Mittel, wenn die Thiere nur recht rein gehalten und vorzüglich die kranken Stellen recht oft gewaschen werden.

Knochenkrankheiten:

Flußgalle.

Man nennt diese Krankheit auch Sehnengalle, Pieghalen, Kniegalle u. s. w. Sie besteht gewöhnlich in einer weichen Geschwulst, die am Sprunggelenk zwischen den Schenkelbeinen und der Ausstrecklehne des

Errung

Sprungbeinz, entweder am äußern oder innern Theile entsteht.

Uebermäßige Arbeit und Anstrengung der Pferde in der Jugend, sonstige langanhaltende Arbeit, nebst langem Ausbauren in sumpfigen Gegenden, sind die vorzüglichsten Ursachen dieser Krankheit.

Nach einer langen heftigen Bewegung verschwinden nicht allzu große Flußgallen oft, kehren aber nach einigen Stunden Ruhe wieder. Eben so sind sie im Winter weit weniger bemerkbar als im Sommer, wo diejenigen, welche im Sommer ganz unbedeutend schienen, zu einer ansehnlichen Größe anschwellen. Ein Umstand, welchen jeder beim Einkaufe von Pferden wohl beherzigen muß.

Ist sie in ihrem ganz ersten Entstehen, so kann man sie durch häufige Umschläge und Salben, z. B. von Rosmarin, Salbei, Altheesalbe u. s. w. zertheilen, ist das Uebel aber schon eingewurzelt, so hilft bloß das Eisen.

Der Spatb.

Ist eine Beule die an der obern oder innern Seite des Hinterschenkels entsteht.

Vor 3 und nach dem 4ten Jahre bemerkt man diese Krankheit äußerst selten. Anfänglich hinken sie gar nicht, dann ein wenig, und endlich wird das gan-

ze Gelenke steif. Man hat noch verschiedene Benennungen für diese Krankheit, deren Ursache man eigentlich noch nicht ausgemittelt, ob man gleich häufige Anstrengung, Erhitzung u. als solche angiebt, als z. B. Hahnentritt, Hasenritt, Ochsenpauß u. s. w. Eben so ungewiß wie über die Entstehung ist man darüber, ob die Krankheit erblich sey oder nicht, und man handelt daher vorsichtig, wenn man ein solches Thier nicht zur Zucht gebrauchet.

Nur wenn die Krankheit noch ganz in ihrem Entstehen ist, kann man sie zertheilen, späterhin wird es unmöglich.

Hornklüfte, Steingallen, Nageltritte.

Sind Krankheiten, welche theils durch den Zufall, theils und meistens durch ungeschicktes Verfahren der Schmiede beim Beschlagen entstehen. Sie sind von der Art, daß man größtentheils den Arzt zu Hülfe rufen muß, weil ein zu kunstmäßiges Verfahren dazu erfordert wird. Das gewöhnliche Verfahren der ungeschickten Schmiede verschlimmert das Uebel größtentheils mehr als daß sie es heilen.

Dieses sey genug von den Krankheiten der Pferde; ein mehreres zu sagen, erlaubte mir weder der Raum noch der Zweck dieser Blätter. ~~Jetzt noch die Beschreibung~~ der äußern Theile dieses Thieres.

Der

Der Körper des Pferdes wird eingetheilt:

I. In den Vordertheil oder die Vorhand, und begreift

- 1) den Kopf,
- 2) den Hals,
- 3) den Widerrist,
- 4) die Brust,
- 5) den Vordersehenkel.

II. In das Mitteltheil oder den Körper. Dieser enthält

- 1) den Rücken,
- 2) die Lenden
- 3) die Brustseiten, oder die Rippen,
- 4) den Bauch,
- 5) die Flanken,
- 6) die Geschlechtstheile. Beim Hengste das Geschröte, bei der Stute das Eiter.

III. In den Hintertheil oder die Nachhand. Dieser begreift

- 1) das Kreuz,
- 2) die Hüften, oder die Harken,
- 3) den Schweif, oder die Klübe,
- 4) den After,
- 5) die Scham der Stuten,
- 6) die Hintersehenkel.

In allen diesen Theilen unterscheidet man

Erstlich am Vordertheile und am Kopfe

- a. Das Genick, oder die Gegend der Vereinigung des Halses mit dem Kopfe.
- b. Den Schopf, oder den Haarbusch, welcher zwischen den Ohren auf die Stirn des Pferdes herabhängt. Wenn er zu lang ist, verschneidet man ihn, oder er wird eingeflochten.
- c. Die Stirn, oder der Vordertheil des Kopfes, welcher über die Augen und über dem Haarschopfe liegt. Breite und flach gewölbte Stirnen hält man für die schönsten.
- d. Die Nase. Sie erstreckt sich von der Stirn bis zur Oberlippe herab.
- e. Das Maul; klein ist es schöner als groß.
- f u. h. Die Lippen. Lefzen sind die zwei Ränder des Mundes, die denselben auf und zu machen. G ist die Vorder h die hintre Lippe. An der Unterlippe sitzt der Bart.
- i. Das Kinn ist eine Erhabenheit die sich über der Hinterlippe befindet.

Den Raum den man über den Kinn zwischen den zwei hintern Kinnbackenknochen bemerkt, nennt man den Gehirngang oder den Kanal.

k. Die

k. Die Ohren bestehen aus Knorpeln die mit Muskeln zum Theil mit Haut ganz überzogen sind. Man nennt sie auch die Muscheln. Sollen sie schön seyn, so müssen sie nicht zu lang seyn und nahe aneinander stehn.

l. Die Schläfe liegen unterhalb den Ohren; durch diese Gegend laufen die Augenadern.

m. Die Augengruben sind die zwei Vertiefungen über den Augen. Im Alter fallen sie sehr ein. Hengste die schon in der Jugend solche tiefe Augengruben haben, nimmt man nicht gerne zu Beschelern, weil sie immer das Pferd verunstalten.

n. Die Augenbogen, Augenbraunen sind die runden Erhabenheiten zwischen dem Auge und den Augengruben.

Die Augenlider sind die Deckel, welche den Augapfel einschließen. Jedes Auge hat deren zwei, ein oberes und ein unteres.

Die steifen Haare am Rande des obern Augentledes, heißen die Augenwimper.

o u. p. Die Augenwinkel. So heißt die Gegend, wo sich die beiden Augenlider mit einander vereinigen, und der Winkel der dadurch gebildet wird. Jedes Auge hat zwei solche Winkel, einen innern, der nach der Nase zu liegt, und der große

große heißt, und einen äußern gegen den Schlaf zu, den man den kleinen nennt.

Der Raum zwischen beiden Augenlidern, wenn sie offen sind, heißt der Augenspalt.

Die runde Kugel des Auges heißt der Augapfel.

Die vordere durchsichtige Haut des Augapfels nennt man das Glas des Auges, auch die durchsichtige Hornhaut. Ist diese Haut grünlich, so heißt ein solches Auge ein Glasaugen.

Die längliche Oeffnung unter der Hornhaut wird der Augensporn genannt.

- q. Die Ganaschen sind die beiden Arme des untern Kinnladens, die sich unten im Kehlgange vereinigen.

Der Raum zwischen den Ganaschen heißt der Ganaschenkanal oder der Graben.

- r. Die Backen oder Wangen sind die Seitentheile der Ganaschen.

- s. Die Speicheldrüsen, nennen die Hufschmiede die beiden beträchtlichen Drüsen, welche zwischen den obern Winkeln der Ganaschen und den Ohren liegen.

Der Hals verbindet den Kopf des Pforters mit dem übrigen Körper. An ihm wird bemerkt.

- t. Der Kamm, welches der obere scharfe Theil des Halses ist, der sich vom Genick bis zum Wi-

derläufe

Herrüste erstreckt, und überall mit langen Haaren, die man Mähnen nennt, besetzt ist.

Die Kammlinie c. u. v. muß eine gefällige Linie bilden.

- w. Die Kehle ist der untere Theil des Halses, welcher unten an der Vorderbrust anfängt, und oben zwischen den Ganaschen zu Ende geht.
- x. Und die Seitentheile des Halses.
- y. Der Widerrüst ist die Erhabenheit, die den obern Theil des Halses von dem Rücken unterscheidet.
- z. Die Vorderbrust liegt unter der Kehle und wird von beiden Schultern eingeschlossen.

Die Vorderschenkel enthalten:

- 1) Die Schultern, welche sich oben am Widerrüste anfangen, und schräg gegen die Vorderbrust herablaufen. Mit der Schulter verbindet sich
- 2) Der Arm, auch der Oberarm und das Querbein genannt, welcher von der Brustspitze hinterwärts nach dem Ellbogen zuliegt.
- 3) Der Ellbogen ist die Beteinigung des Armes mit dem Regel oder Unterarm.
- 4) Der Regel, welcher auch Vorarm genannt wird, geht vom Ellbogen an und reicht bis zum Knie.

5) Das

- 5) Das Knie macht das Gelenk des Beins und des Unterfußes, und besteht inwendig aus mehreren kleinen Knochen, den Vordertheil desselben nennt man die Kniescheibe, den Hintertheil die Kniekehle.
- 6) Das Schienbein, auch die Röhre oder das Unterbein genannt, liegt zwischen dem Knie und dem Fessel.
- 7) Die Hornwarze, eine 6 bis 7 Zoll über dem Knie befindliche, von Haaren entblößte, gewöhnlich 1, zuweilen bis 2 Zoll erunde Erhabenheit.
- 8) Die Beugfleisch, von den Schmieden der große Nerve genannt, ist kein Nerve, sondern eine Fleisch die hinten über die ganze Länge des Schienbeins heruntergeht.
- 9) Der Fessel, ist der dünnere Theil des untern Fußes, vom Schienbeine an bis zur Krone.
- 10) Die Käte, ist das kugelförmige Gelenk, welches aus der Verbindung des Schienbeins mit dem Fessel entsteht.
- 11) Die Botte, ist der Busch Haare oberhalb dem Fessel, an dem hintern Uebersprunge des Schienbeins.
- 12) Der Sporn, ist eine weiche Hornwarze hinten am Fessel, unter der Botte, von welcher sie bedeckt wird.

- 13) Die Krone, ist der letzte Theil des mit Haaren bewachsenen Fußes, der sich mit dem obern Rande des Hufes zugleich vereinigt.
- 14) Der Huf, ist die hornartige Masse, welche die untern Theile des Fußes umgiebt. Am Hufe selbst wird noch bemerkt:
- 15) Der Saum, oder der obere Rand des Hufes, wo sich der Huf mit der Krone vereinigt.
- 26) Die Behe, wird der vorderste Theil des Horns genannt.
- 17) Die Seitenwände des Hufes heißen die Quartiere.
- 18) Die Trachten, sind die untersten Theile des Huf-Randes zunächst der Ferse, auf welchen die Last des Körpers fast ganz allein ruht.
- 19) Die Quersstreben, liegen auf der untern Fläche des Hufes, den man im ganzen die Sohle nennt. Sie entspringen fast in der Mitte, machen einen Winkel, zwischen welchen sich der Strahl befindet, und laufen gegen die Trachtenwände zu, denen sie zur Stütze wider das Einwärtsweichen dienen.
- 20) Die Ballen oder auch die Fersen, sind die beiden runden hornigen Massen, zu Ende der Trachten, zwischen welchen sich eine Vertiefung, die sogenannte Fersenspalte befindet.

21) Die Sohle, dies ist, wie schon bemerkt, die ganze Unterfläche des Fußes, von welcher die Streben, und der zwischen inne liegende Strahl Theile sind.

22) Der Strahl oder der Frosch, liegt zwischen den Streben, und geht hinterwärts nach der Fersenspalte zu.

Am Mitteltheile des Pferdekörpers ist zu bemerken:

23) Der Rücken, er erstreckt sich vom Widerrisse bis zu den Lenden.

24) Die Lenden, oder die Nieren ist die obere Körpergegend zwischen dem Rücken und dem Kreuze.

25) Die Seitentheile der Brust, die Brustseiten, oder auch die Rippen ist die Gegend hinter den Schultern bis zu den Flanken hin.

26) Die Flanken, sind die Seitentheile des Bauches, von den letzten Rippen an bis hinten zu den Hüften.

27) Der Bauch, ist der untere Theil des Leibes vom Brustbeine an, bis zwischen die Hinter-schenkel.

28) Der Hodensack heißt der häutige Beutel, der die Hoden einschließt. Im Hodensack liegen die Hoden,

Hoden, welche zwei eyrunde fleischichte Körper sind, die den Saamen einschließen.

Bei der Stute liegt in dieser Gegend das Euter mit den Zitzen, in welchen sich die Milchdrüsen, die die Milch bei säugenden Stuten absondern, befinden.

29) Der Schlauch, ist beim männlichen Pferde die häutige Röhre, unten am Bauche vor dem Hodensacke. In diesem Schlauche liegt die Ruthe, der der Schlauch gleichsam zur Scheide dient.

Die Ruthe ist der kegelförmige, schwammige Körper der in dem Schlauche enthalten ist.

Am Hintertheile ist zu bemerken:

30) Das Kreuz, ist der obere Theil der Nachhand, fängt sich bei den Lenden an, und endigt sich am Anfange des Schweifes.

31) Die Hüften oder Hanken, heißen die beiden Erhabenheiten, welche zu beiden Seiten des Kreuzes liegen.

32) Der Schweif oder die Rute, ist die unmittelbare Fortsetzung des Kreuzes, die von den Schweifshaaren bedeckt wird.

Der After ist die runde Oeffnung unter dem Schweif, durch welche der Mist abgeht.

Die

Die Schaam ist eine längliche Spalte, die von zwei Lippen, welche die Schaamlippen heißen, gebildet wird.

33) Das Dittbein, ist die Seitengegend der Hinterbacken, fängt unter den Hüften an, und endigt sich über dem Schenkel, in der Gegend der Leiste.

34) Die Keule, hat ihren Anfang an der Leiste, und endigt sich am Knie.

35) Die Leiste, oder die Kniescheibe, ist das Gelenke im dicken Fleische, wo sich der Schenkel mit der Keule verbindet.

36) Die Hinterbacken, oder das Gefäß, heißt das Fleisch, welches an jeder Seite des Kreuzes und unter dem Anfange des Schweifes liegt, und sich gegen die Mitte der Keule erstreckt.

37) Das Hinterbein oder das Sprunggelenke, bewirkt die Vereinigung des Keulbeins mit dem Schienbein.

38) Die Kniekehle ist der Vordertheil des Hinterkniees, oder des Sprunggelenks.

39) Das Schienbein und die übrigen Theile, werden so wie beim Vorderschenkel genannt.

40) Die Hornwarze ist hier bloß darin unterschieden, daß sie unter dem Knie befindlich ist.

Ein

Ein kurzes, starkleibiges Pferd nennt man auch gedrungen, und ein schlankleibiges, gestreckt.

Der Kopf eines gut gebauten Pferdes soll nur halb so lang seyn, als der Fuß hoch ist. Das größte ist bis zum Widerrüste 12 Viertel hoch; es giebt auch ganz kleine, die man Zwergpferde nennt, die nur 6 Viertel hoch sind. Ein gewöhnliches Mittel Pferd hat 10 Viertel.

1. Ein russisches Pferd mit einem Kosacken.

Diese Gattung von Pferden sind in Ansehung ihrer Bauart den Pohlischen ziemlich gleich, nur unterscheiden sie sich etwas in der Stärke und Größe. Sie sehen mit ihren bis an die Schenkel herabhängenden Mähnen wild aus, besonders da sie selten gut und reinlich gehalten werden. Sie sind in der Arbeit sehr anstrengend, und lassen ihre Last nicht gern im Stiche; daher sie auch gewöhnlich zu Zugpferden genommen werden. Die Russen gebrauchen sie mehrentheils vor den Wagen und selten zu Reitpferden; und hier bei dieser Nation kommt es nicht auf die Gleichheit der Farben dieser Pferde an, denn es trifft sich wohl oft, daß sie vor einen Wagen fünf bis sechs Pferde, und jedes von verschiedener Farbe, anspannen.

2. Ein persisches Pferd mit einem Perser.

Diese Race kommen gleich hinter den Arabischen und barbarischen, indem sie ihnen sowohl an Munterkeit, Schnelligkeit und Gelenkigkeit nichts nachgeben, und zeichnen sich auch vorzüglich durch ihren überaus guten Bau aus.

3. Ein Oldenburgisches Pferd mit einem Bauer.

Gleich aus vorliegender Abbildung eines solchen oldenburgischen Pferdes, wird man gewahr, daß sie mit unter die schlechtesten gehören. Ihre eingebogenen Köpfe und langen Schenkel, sind gleich die ersten Auszeichnungen davon. Kaum 4 Jahr alt, müssen sie schon Dienste leisten, und oft beschwerliche Arbeiten verrichten. Wegen ihrer großen Anzahl und ihrer starken Leibesstatur werden sie meistentheils zu Kutsch- und Wagenpferden genommen.

4. Ein mecklenburgisches Pferd.

Ohne Zweifel verdienen diese Art Pferde, sowohl wegen ihres überaus schönen und verhältnißmäßigen Baues und Wuchses, als auch wegen ihrer Dauer mit unter den ersten Rang gesetzt zu werden, und jeder der nur die dunkelsten Begriffe von Pferdekennntnis besitzt, muß einsehen, daß es mit unter die beste und schönste Race von Pferden gehört.

5. Ein

5. Ein spanisches Pferd.

Die spanischen Pferde gehören mit unter die schönsten weil sie größtentheils von Arabischen abstammen, sie sind gut gebaut, feurig und edel.

6. Ein litthausches Pferd.

Die litthauschen und pohlischen Pferde überhaupt sind selten gut gebaut, und haben einen großen Hang zu Bosheiten und vielen Unarten. Der größte Theil der pohlischen Pferde laufen gemeiniglich bis ins 5te und 6te Jahr in den wilden Gegenden, die man Steppen nennt, wild herum, ohne Aufsicht und Wartung. Eben diese große Freiheit, an die sie so lange gewöhnt sind, mag wohl die vorzüglichste Ursache seyn, daß sie, wenn sie hernach plötzlich eingefangen, und in harte Diensthbarkeit gebracht werden, sich so leicht an Lüz und Bosheit gewöhnen. Bei einzelnen dieser ehemals halb wilden Pferde trifft man, so zu sagen, einen wirklichen Haß gegen alle Enschränkung an, der sich auch durch die beste Behandlung nicht vertilgen läßt. Eine der vorzüglichsten Eigenschaften der pohlischen Pferde besteht in ihrer langen Ausdauer bei den beschwerlichsten Arbeiten. Es erträgt die härtesten, und ermüdendsten Arbeiten mit einer unglaublichen Leichtigkeit, lebt allenfalls einige Tage ohne Futter, oder ist doch wenigstens mit schlechten verschimmelten Heu zufrieden; diese Eigenschaft verbunden mit einer ziemlichen Schnelligkeit

ligkeit macht es vorzüglich tauglich zum Dienst der leichten Reiterei im Felde. Erst mit 6 Jahren ist seine Ausbildung vollendet, welches allem schon einen Grund abgiebt, eine längere Dauer von ihnen zu erwarten; da man aus der Erfahrung weiß, daß je später sich die thierischen Kräfte entwickeln, auch ihre Auflösung weit später erfolget.

7. Ein neapolitanisches Pferd mit einem Neapolitaner.

Die Neapolitaner sind groß, und verhältnißmäßig gebaut; jedoch etwas zu stark, weswegen sie sich auch zu Kutschpferden am besten qualifiziren, wozu man sie auch im Auslande sucht, allenfalls sind sie zur schweren Reiterei, nie aber zur leichten zu gebrauchen.

8. Ein Quagga.

Diesen Namen hat dieses wilde Pferd von den Russen erhalten. Man findet es ganz wild in dem asiatischen Rußland, in Arabien und bei den Kaffern. Es ist unter allen Pferdegattungen das häßlichste. Ihre Farbe ist mauvesahl, ihr Körper klein mit dickem Kopfe, die Ohren stehen weit auseinander, vorn sind sie größtentheils niedriger als hinten, die Brust ist enge, das Kreuz sehrig, der Schweif kurz und dünne. Ihre Geschwindigkeit ist unglaublich; sie für
den

den häuslichen Gebrauch zu zähmen, ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen.

9. Ein Zebra.

Man ist eigentlich über dieses Thier noch uneinig, ob man es zum Pferdegeschlechte rechnen soll, oder ob es eine eigene Gattung ausmacht. Man findet dieses Thier in Südamerika, wo es völlig wild lebt. In der Schnelligkeit setzt man es gleich dem Rennthiere nach.

10. Eine Isabelle mit einer Dame.

Pferde von diesem Haare trifft man nicht viele an. Neben den Glanzschimmeln sind sie die einzigen Pferde, welche so gebohren werden. Sie sind größtentheils sehr weich, und keiner Strapazen fähig.

11. Ein croatisches Pferd.

Die croatischen Pferde sind kleiner als die Arabischen und Barbarischen, etwas stärker am Bau, und voll Feuer und Muth. Sie sind äußerst schnell und flattern leicht und behende, welches sie in ihrer Jugend lernen, da sie sich auf den hohen Bergen in Croatien mühsam ihr Futter suchen müssen.

12. Ein

12. Ein Wettrenner mit einem Jockey.

Die Wettrenner machten ehemals die größten Vergnügungen der Engländer aus. Man verwendet große Summen auf die Erziehung solcher Pferde. Zwei dieser Wettrenner sehen noch heutiges Tages bei den Engländern in großem Andenken, mit Namen Steeling und Childens. Bei einem solchen Wettrennen trägt das Pferd so wenig Geschirr wie möglich, welches alles vorher gewogen wird, um es nachher mit der Schnelligkeit in Verhältniß zu bringen. Zum Reiter nimmt man einen Knaben.

13. Ein ungarisches Pferd mit einem Husaren.

Die ungerschen Pferde haben viel ähnliches mit den Russischen, nur sind sie kleiner und schwächer, aber dauerhaft. Sie sind leicht zu Fuß, ertragen leichte Fatiguen und sind eben deswegen gut zur leichtesten Kavallerie zu gebrauchen.]

14. Ein englisches Pferd.

Die Engländer theilen ihre Pferde, wie die Araber, in 3 Klassen ein. Die erste Klasse, die von arabischen Hengsten abstammen, nennen sie Pferde von ganzem Blut, die zweite, welche aus der Be-
 gattung

gattung berer, von der ersten Race gefallenem Hengste oder Stuten mit inländischen Pferden besteht, nennen sie Pferde vom halben Blute, und zu der dritten Klasse zählen sie diejenigen, welche in der vierten, sechsten, und achten Generation von arabischen Pferden abstammen, und nennen sie Pferde von wenig Blut.

15. Ein holländisches Pferd.

Diese Pferde sind von schlechtem Bau und ihr einziges Verdienst, ist ein guter Trapp.

16. Ein tartarisches Pferd.

Die tartarischen Pferde gleichen in ihrem Gebäude, und in ihrem Temperament sehr den Barbarischen und Arabischen, von denen sie auch abstammen. Die Tartaren schlagen den Pferden in der Jugend die Ohren, auch öfters die Nasenlöcher auf, und brennen um die Vorderknie einen glühenden eisernen Ring, auf welcher Stelle in der Folge weiche Haare wachsen. Doch darf man nicht alle Pferde, die dieses Zeichen tragen, für wirklich tartarische halten, weil betrügerische Pferdehändler dieses Zeichen nachahmen.

17. Ein

17. Ein arabisches Pferd.

Welche große Stücke die Araber auf ihre Pferde halten, und wie sie selbige in Klassen eintheilen, ist schon oben erwähnt worden. Wie sehr sie ihre Pferde lieben, davon folgendes Beispiel. Der französische Gesandte in Tunis hatte für seinen König eine Stute von einem Araber gekauft, die dieser, am Ende aus großer Liebe und Anhänglichkeit zu ihr, gar nicht ausliefern wollte. Als er schon sein Geld eingestekt hatte, sah er die Stute noch einmal an, und fing bitterlich an zu weinen, darauf sagte er ihr: Ist es denn wohl möglich und recht, da ich dich mit so vieler Sorgfalt in meinem Hause aufgezogen habe, und du mir so viel Dienste geleistet hast, daß ich dich nun zur Vergeltung in die Sklaverei der Franken verkaufe? Nein, gutes Thier, ich will es nicht thun; du sollst mein bleiben und dich nimmer von mir trennen. Hiermit warf er sogleich das Kaufgeld dem Gesandten wieder hin, küßte die Stute, und führte sie, ohnerachtet aller Vorstellung, wieder mit sich nach Hause.

18. Ein Goldschuß mit einem Jäger.

Dieses Haar ist äußerst selten, und glänzt, wenn die Sonne darauf scheint, wie Gold. Größtentheils sind Pferde von diesem Haar aushauernd, aber falsch und böse.

19. Ein

19. Ein barbarisches Pferd mit einem Maurer.

Seine Beschreibung siehe oben. Als eine Sitte des Mauerschen Reiters verdient hier bemerkt zu werden, daß er einer Person, der er Achtung schuldig zu seyn glaubt, auf folgende Art begrüßt. Er reitet nehmlich in dem schnellsten Galopp auf sie zu, parirt kurz vor ihr sein Pferd und feuert in demselben Augenblick sein Pistol los.

20. Ein friesländisches Pferd mit einem Kürasier.

Die friesländischen Pferde sind größtentheils von schwarzer Farbe, doch findet man auch alle andere Gattungen unter denselben.

21. Ein dänisches Pferd mit einem Dragoner.

Diese schicken sich wie schon oben bemerkt, zu Reitpferden für die schwere Kavallerie und zu Wagenpferden.

22. Ein Krippenseher.

Pferde, welche sowohl beim Fressen, als auch außerdem die Zähne in oder auf die Krippe setzen,
und

und die aus dem Futter entbundene Lust von sich stoßen, nennt man Häker oder Krippenseker.

23. Eine Schacke.

Die Beschreibung siehe oben.

24. Der langgeschwefste Hengst Königs August des Zweiten.

Dieses Pferd ist wegen seiner Stirnhaare, welche uneingeflochten drei und eine halbe Elle, wegen den Mähnen, welche neun Ellen, und dem Schweife, welcher zwölf Ellen lang war, berühmt. Es steht in der Dresdner Kustkammer ausgestopft.

Eine Rudel Pferde.

Wenn mehrere freie Pferde auf der Weide einen Wolf, oder ein anderes ihnen gefährliches Raubthier, in der Nähe wittern, so stellen sie sich zu ihrer Vertheidigung in einen Kreis mit den Köpfen zusammen, und wehren so durch beständiges Ausschlagen mit den Hinterfüßen ihren Feind ab.

Was das Einfangen der wilden Pferde in den pöhlischen freien Stutereien betrifft, so habe ich solches schon oben erwähnt. Beifolgendes

des

des Kupfer stellt eine solche eingefangene Pferde-
familie vor.

Voran reitet der Lieferant auf einem gezäumten
Pferde aus derselben Familie, die übrigen folgen
diesem Anführer, ohne daß sich ein einziges von der
ganzen Truppe entfernte, welches willige Folgen, das
bei wilden Thieren doch wirklich zu verwundern ist,
daher rühret, weil sich die wilden Pferde, auch in
ihrer unbeschränktesten Freiheit truppreis zusammen
halten, und immer einem Anführer von ihnen folgen.

U n g.

Wie das Alter der Pferde zu er-
kennen ist.

Einen der wichtigsten Punkte, welchen ein Defor-
nom in seiner Wirthschaft wissen muß, ist das Alter
derjenigen Thiere, die er zu seinem Fache brauchet;
weil sich seine ganze Behandlungsart derselben darnach
richten muß, sowohl in Ansehung der Pflege und des
Futters, als auch vorzüglich in Hinsicht der Verthei-
lung der jedem zugemessenen Arbeiten. Vorzüglich
aber ist bei Krankheiten die Kunde des Alters unent-
behrlich, weil sich oft die ganze Behandlung derselber
darnach richtet, ob ein Pferd jung oder alt oder in den
Mittel-

Mitteljahren ist. Der Grad der Stärke und Schwäche und selbst die Art der Arzneimittel richtet sich manchmal darnach. Wer seine Pferde selbst zieht, bedarf freilich dieser besondern Kenntniß des Alters, nicht aus gewissen Zeichen zu erkennen, er müßte denn ein ganz schwaches Gedächtniß haben.

Um desomehr bedarf sie aber derjenige, der seine Pferde nicht selbst zieht, es sey nun aus welchem Grunde es immer wolle. Jedoch kann ich nicht unterlassen, jedem, dessen Umstände es nur irgend erlauben, zu rathen, sein Vieh selbst zu ziehen, weil er die Eigenschaften des selbst gezogenen immer besser wird beurtheilen können, als die von fremden. Jeder Ort hat fast seinen eignen Schlag von Pferden, der gewöhnlich von seiner Lage, von seinem Boden und der Art der Bearbeitung desselben abhängt. Wenn man aber fremde Pferde einkauft, die dem äußern nach zu dem Schlage zu gehören scheinen, welchen man bereits hat, so finden sich nachher oft noch Eigenschaften, welche diesem täuschenden Außern gar nicht entsprechen, so ein Stück ist dann manchmal wenig, oft gar nicht zu gebrauchen, und man ist genöthiget es um ein Spottgeld zu verschleudern, um es nur los zu werden. Für einen andern Ort kann dieses Stück vielleicht recht sehr brauchbar seyn.

So unvollkommen auch immer noch die Zeichen sind, woran das Alter der Pferde zu erkennen ist,

So sind doch wenigstens schon die ersten Schritte zu dieser Wissenschaft gethan, und jeder wird sich ein Verdienst um das allgemeine Wohl erwerben, wenn er durch anhaltenden Fleiß neue Beobachtungen anstellt. Wie gering indessen die bisher gemachten Erfahrungen immer auch seyn mögen, so reichen sie doch wenigstens zu, um im allgemeinen über das Alter der Pferde nach gewissen Zeichen urtheilen zu können. Unter andern hat Herr Frenzel in seinem Handbuche der Oekonomie diese Kennzeichen gesammelt, und da sie hier unter allen am besten geordnet sind, will ich einen Aufsatz davon liefern.

Gewöhnlich giebt man die Zähne als alleiniges Kennzeichen des Alters eines Pferdes, an, doch reicht dieses nicht hin, wenn man nicht auch Kenntnisse von dem Zahnfleisch, den Haaren, dem Schweife, dem Gange, dem Hufe u. s. w. hat.

Das Füllen des Pferdes und Esels hat, untersucht man bald nach der Geburt sein Maul, zwölf Backzähne, in jedem Kinnbacken sechs. Vom siebenten bis zum zwölften Tage brechen die sogenannten Zangen aus. Nach vierzehn Tagen erscheinen die Mittelzähne. Zu Anfang des vierten Monats kommen die Eckzähne hervor, welche in sechs Monaten eben so lang als die Mittelzähne sind. Betrachtet man die Zähne genau, so findet man, daß die Zangen, den vierten Theil weniger hohl als die mittlern

lern, und die mittlern weniger hohl als die Eckzähne sind.

Die erstern vier Zähne nutzen sich jetzt nach und nach ab, und der sogenannte Kern verschwindet immer mehr und mehr, daß man nach einem Jahre unten am Zahne einen Hals gewahr wird; der Zahn ist alsdann nicht mehr so dick, und nur zur Hälfte ausgefüllt.

In einem und einem halben Jahre sind die Zangen entweder ganz oder doch größtentheils ausgefüllt; nicht mehr so breit und der Hals merklicher. In zwei Jahren sind sie ganz glatt und weiß. Die Milchzähne sind alsdann so wie Zangen im achtzehnten Monate. So bleiben die Zähne zwei ein halb, auch drei Jahr, ob sie gleich immer ein wenig schmaler werden. Sie sind kein sichres Merkmal, sondern man muß die Stoßzähne untersuchen, wo man sehen wird, daß das Füllen mit einem Jahre vier Milchzähne und einen Pferde Zahn hat, mit einem und einem halben Jahre fünf, nämlich drei Milch- und zwei Pferde zähne, und daß die erstern Stoßzähne in beiden Kinnbacken, welche Milchzähne waren, nach zwei Jahren ausfallen, um dem Pferde Zahn Platz zu machen; denn die Pferde haben sechs Stoßzähne in jedem Kinnbacken, welche die ersten und diejenigen sind, mit welchen das Füllen gebrochen wird.

Mit

Mit zwei und einem halben oder drei Jahren fallen die Zangen aus, die an ihre Stelle kommen, nennt man Pferde Zähne. In viertelhalb Jahren fallen die zweiten Stockzähne aus, eben so die Mittelzähne, und der sechste Stockzahn ist seinem Ausbruche nahe.

In vier Jahren hat das Füllen auf jeder Seite sechs Stockzähne, fünf Pferde Zähne und einen Milchzahn, welcher der dritte und letzte ist. In fünfzehalb Jahren fallen die Eckzähne aus, und zugleich der dritte Stockzahn, der ein Milchzahn war. Ist hat das Füllen zwölf Stock- und sechs Schneidezähne in jeder Kinnlade.

Um diese Zeit brechen auch die Hakenzähne aus; wo dann ein Ferkel vierzig, und eine Stute sechs und dreißig Zähne hat. Die Stockzähne bestimmen erst in der spätern Zeit das Alter, deswegen man auch mehr auf die Schneide- und Hakenzähne sehen muß.

In fünf Jahren sind die Zangen vorne ein wenig abgenutzt, die Mittelzähne nicht so ausgefüllt, die innre Wand ist schneidend, die äußere ein wenig abgeschliffen. Die Eckzähne haben beinahe die nämliche Höhe wie die Mittelzähne; dies gilt aber nur von der äußern Wand der Eckzähne, denn die innere kommt nun erst zum Vorschein. Die Hakenzähne sind
nur

nur zur Hälfte hervorgekommen, und der außer dem Zahnfleische hervortragende Theil beträgt ohngefähr drei Linien; sie sind sehr spizig; die Furche an ihrer Seite ist zwar sichtbar, aber doch nicht ganz.

In fünf und einem halben Jahre sind die Zangen mehr ausgefüllt. Die Wände der Mittelzähne nutzen sich ab. Der Hakenzahn steht beinah außer dem Zahnfleische.

Im sechsten Jahre sind die Zangen glatt; die Mittelzähne etwas abgenutzt, die Eckzähne gleich und hohl. Die Haken stehen ganz aus dem Zahnfleische hervor, sind spizig und von außen gerundet.

In sechs und einem halben Jahre sind die Zangen vollkommen abgeschliffen, und die Mittelzähne mehr als sie es vorher waren. Die innere Wand der Eckzähne ein wenig mehr abgenutzt, und läßt nur eine Höhle zurück. Der Hakenzahn ist ein wenig stumpf geworden.

In sieben Jahren sind die Mittelzähne glatt, die Eckzähne mehr ausgefüllt, und der Hakenzahn um zwei Linien abgenutzt.

In sieben und einem halben Jahre sind die Eckzähne beinah ganz ausgefüllt.

In acht Jahren sind alle Zähne glatt gerundet.

In neun Jahren haben die Pferde an den Hakenzähnen beinah keine Furchen mehr.

In

In zehn Jahren haben die Hakenzähne nicht mehr die kleinen Kerben, und sind gerundeter.

In zwölf Jahren sind die Hakenzähne ganz gerundet, die Zangen werden dicker aber schmaler.

In fünfzehn Jahren sind die Zangen dreieckig und senken sich vorwärts.

In zwanzig Jahren sind die Schneidezähne an den Seiten platt, und stehen von einander ab.

In ein oder zwei und zwanzig Jahren fallen die zwei ersten Stoßzähne aus.

